

Liquiditätspoker

Beiträge über die Finanzkrise

Okt. 2008 - Dezember 2011

Dirk Baecker

Zeppelin University

Friedrichshafen

Inhalt:

Trügerisches Vertrauen: Über die Finanzkrise und die Frage, wie aus Unglaubwürdigkeit Unwiderstehlichkeit wird	2
Zweimal Null ist Eins: Wie kam es zur Finanzkrise?	5
Wetten auf Wetten auf Wetten: Kleine Kulturtheorie der Wirtschaft.....	10
Selbst die sicherste Bank ist ein unsicheres Geschäft	16
"Der Staat ist so oder so in der Wirtschaft als grosser Akteur aktiv"	19
Die Zumutung des Kapitalismus	22
Thomas Strobl im Gespräch mit Dirk Baecker	31
Der Spekulant ist ein Anarchist: Demokratie in der Finanzmarktkrise	38
Wie in einer Krise die Gesellschaft funktioniert	42
"Intelligenz aus Nichtwissen": Über die bürokratische Eigendynamik einer fehlgeleiteten Euro-Politik, die Krise als Normalfall und Durchwurschtelei als politische Strategie	62

Trügerisches Vertrauen: Über die Finanzkrise und die Frage, wie aus Unglaubwürdigkeit Unwiderstehlichkeit wird

Neue Zürcher Zeitung, 15. Oktober 2008*

Eine der wichtigsten Figuren der amerikanischen Mythologie ist spätestens, seit Herman Melville ihr einen 1857 publizierten Roman gewidmet hat,¹ der Confidence Man oder auch conman. Der Confidence Man betrügt, indem er sein Opfer dazu bringt, ihm ein eher ungewöhnliches Vertrauen entgegenzubringen, ungewöhnlich insofern, als bereits die Geschichte, die der Betrüger seinem Opfer erzählt, eine streng genommen unglaubwürdige Note enthält, die das Opfer glauben macht, ihm würde ein besonders günstiges und seltenes Glück zuteil, wenn er sich auf das Angebot des Betrügers einlässt. Die Geschicklichkeit des Betrügers besteht darin, aus der Unglaubwürdigkeit die überzeugungskräftigsten Argumente zu gewinnen. Die Unglaubwürdigkeit bringt das Opfer dazu, sich nicht vorstellen zu können, dass ein Betrüger ausgerechnet eine solche Geschichte erzählen würde. Und sie bringt das Opfer dazu, sich gleich doppelt begünstigt zu sehen, weil die ungewöhnliche Geschichte eine seltene Geschichte sein muss, das heisst wohl kaum auch anderen in dieser Form begegnet. Es sind die einmaligen Gelegenheiten, denen wir nicht widerstehen können, bei allen anderen wären wir vorsichtig.

Knapp einhundert Jahre nach dem Roman von Melville, dem übrigens nur ein sehr bescheidener Erfolg zuteil wurde, beschäftigte sich Erving Goffman, der große kanadische Soziologe, in einem 1952 erschienenen Aufsatz unter dem Titel "On Cooling the Mark Out: Some Aspects of Adaptation to Failure" seinerseits mit dem Thema des confidence game.² Goffman vermutet, es bei diesen betrügerischen Spielen mit einer elementaren sozialen Struktur zu tun zu haben, nicht etwa mit einer Ausnahme von der Regel. Er kommt auf diese Idee, weil er sich besonders intensiv mit dem Umstand beschäftigt, dass die Betrüger meist zu zweit auftreten. Der erste betrügt das Opfer mit seiner unglaubwürdig-unwiderstehlichen Geschichte und der zweite nähert sich dem Opfer, sobald es, natürlich zu spät, den Betrug bemerkt hat, um es zu beruhigen und daran zu hindern, zur Polizei zu gehen. Denn nichts können diese Betrüger weniger gebrauchen als einen Aufruhr, der darauf hinweisen würde, dass etwas im Gang ist. Also wird das Opfer zum zweiten Mal betrogen, dieses Mal um seinen berechtigten Zorn, indem es darauf hingewiesen wird, es würde sich mit seiner Dummheit,

* http://www.nzz.ch/nachrichten/kultur/aktuell/truegerisches_vertrauen_1.1108410.html.

1 Herman Melville, *The Confidence-Man: His Masquerade*, ed. Hershel Parker, New York: Norton, 1971.

2 In: *Psychiatry: Journal of Interpersonal Relations* 15 (1952), S. 451-463.

auf einen solchen Trick hineingefallen zu sein, nur lächerlich machen und so zusätzlich zu seinem materiellen Verlust auch noch sein Gesicht verlieren. Besser sei es, so der zweite Betrüger, den Betrug als Lehre fürs Leben hinzunehmen, sich hinfort um eben diese Lehre klüger zu wissen und still zu halten.

Haben wir es, so fragt Goffman, vielleicht an mehr Stellen, als es uns lieb sein kann, mit betrügerischen Spielen dieser Art zu tun, die nur deswegen nicht auffliegen, weil wir im Zweifel eher bereit sind, etwas aus ihnen zu lernen, als sie an die große Glocke zu hängen und dabei gleichzeitig als die Dummen zu erscheinen?

Die aktuelle Finanzkrise, die mittlerweile so verdächtig einhellig als Vertrauenskrise verstanden und behandelt wird, scheint jedenfalls ein gutes Beispiel dafür zu sein, dass eine solche eher melancholische Betrachtung der Gesellschaft nicht ohne ihre Richtigkeit ist. Die Sache ist allenfalls deswegen etwas komplizierter, weil nicht so recht ausgemacht zu sein scheint, wer hier der Betrüger und wer das Opfer ist, ganz zu schweigen von der Frage, wer der erste Betrüger und wer sein Helfershelfer ist.

Einige der wichtigsten Elemente der Krise haben wir inzwischen verstanden: die Überversorgung der amerikanischen und damit der Weltwirtschaft mit Liquidität nach dem 11. September 2001, beaufsichtigt von einem der größten Pokergesichter der Wirtschaftspolitik, Alan Greenspan, seinerzeit der Vorsitzende der amerikanischen Notenbank; die Umwandlung eines großen Teils dieser Liquidität nicht nur in Unternehmensrestrukturierungsmassnahmen (mergers & acquisitions) größten Stiles, sondern auch in die Förderung des amerikanischen Konsumenten durch die Kreditfinanzierung seines Hauseigentums; die Bündelung zweifelhafter Kredite in marktfähige Finanzierungsinstrumente, deren Risiken nicht mehr von den auf Einzelrisiken achtenden Kreditabteilungen der Banken, sondern von Marktrisiken beobachtenden Investmentabteilungen eingeschätzt wurden;³ der Vertrieb dieser Finanzierungsinstrumente nicht zuletzt an öffentlich-rechtliche Banken, deren politische Aufsichtsorgane offenbar entweder froh waren, sich an der Bonanza beteiligen zu können, oder von der Sache nichts verstanden (oder beides); und nicht zuletzt die bewusste Ausschaltung der Risikoüberwachungsinstrumente an den Banken der Wall Street durch deren Fütterung mit unrealistisch optimistischen Daten.⁴

All das und mehr konnte man in den vergangenen Wochen und Monaten nachlesen und all das lässt eine Karikatur der Ereignisse entstehen, die vermutlich so manchen wahren Kern enthält, auch wenn wir nicht wissen, ob sie nicht bereits zu jener Geschichte gehört, mit der

³ Siehe hierzu: Confessions of a Risk Manager, in: The Economist, August 7th 2008, http://www.economist.com/finance/displaystory.cfm?story_id=11897037.

⁴ Siehe hierzu Saul Hansell, How Wall Street Lied to Its Computers, New York Times, September 18, 2008, <http://bits.blogs.nytimes.com/2008/09/18/how-wall-streets-quants-lied-to-their-computers/>.

uns beigebracht werden soll, lieber Lehren aus der Geschichte zu ziehen als uns über den Betrug aufzuregen.

Aber wer ist hier der Betrüger, wer sein Helfershelfer und wer der Betrogene? Wessen Vertrauen wurde hintergangen? Und wessen Vertrauen soll und muss jetzt wieder aufgebaut werden? Es liegt auf der Hand, dass die staatliche Notenbank sowie die weitgehend staatlichen Hypothekenbanken der USA eine ebenso große Rolle beim Gesamtbetrug spielen wie der überrascht die günstigen Hypotheken kaufende Konsument, der smarte Wall Street Investmentbanker, der sich "strukturierte" Finanzinstrumente einfallen lässt, und die zahllosen Käufer dieser unter dem Etikett "Kapitalschutz" laufenden Instrumente auf der ganzen Welt. Der Betrug verdankt sich mindestens so sehr einem staatlichen Poker mit der einzuknicken drohenden US-Wirtschaft wie dem riskanten Spiel von Investmentbanken, deren Eigenkapitalunterfinanzierung staatlichen Aufsichtsorganen kein Anlass zu Sorge war, und der Bereitschaft von Hypothekenkreditkäufern und Geldanlegern, die sich schlicht und ergreifend eine viel zu gute Gelegenheit nicht entgehen lassen wollten.

Es ist nicht der Kapitalismus, der hier versagt hat oder gar sein wahres Gesicht der "Gier" gezeigt hat. Wir haben es mit einem Liquiditätspoker um die dominierende Rolle in der Weltwirtschaft zu tun, die für viel zu viele Beteiligte viel zu überraschende Gewinnmöglichkeiten bot, um es einer hinreichenden Zahl von Behörden, Banken und Kunden zu erlauben, der ganzen Sache nicht zu trauen und sich nicht an ihr zu beteiligen. Wenn Barack Obama und John McCain jetzt beide davon sprechen, im Falle ihres Sieges den Milliardär Warren Buffett zum Finanzminister zu ernennen (man darf gespannt sein, ob er die Wahl annimmt), so deutet sich damit nicht nur die Rückkehr zu den so genannten Fundamentalwerten der Wirtschaft an, sondern auch der Versuch einer neuen Geschichte, mit der das Vertrauen der Weltwirtschaft zurück gewonnen werden soll.

Zweimal Null ist Eins: Wie kam es zur Finanzkrise?

die tageszeitung, 16. Oktober 2008*

Ist es schon Zeit, ein paar Lehren aus dem Ausbruch der aktuellen Finanzkrise und ihrer möglichen Beilegung zu ziehen? Sicherlich ist der Wertberichtigungsbedarf, den der internationale Währungsfonds diagnostiziert hat,⁵ in den verschiedenen Unterstützungspaketen, die von den Regierungen geschnürt wurden, noch nicht voll abgedeckt, aber dies bedeutet vermutlich keinen prinzipiellen Einwand gegen diese staatlichen Hilfen, da es zum einen leicht fallen würde, nachzulegen, und zum anderen hinreichend viel Klarheit über die Ursachen und Mechanismen der Krise zu herrschen scheint, so dass nicht mit neuen und unliebsamen Überraschungen gerechnet werden muss.⁶

Wenn nicht alles täuscht, sind es zwei Regeln, deren Verletzung zum Ausbruch der Krise geführt hat und deren Wiedereinsetzung den Verlauf der Krise unter Kontrolle zu bringen beginnt. Diese beiden Regeln lauten: Märkte sind dann effizient, wenn die Händler, die auf ihnen agieren, über eine Nullintelligenz verfügen. Und die Wirtschaft ist dann gesellschaftlich funktionsfähig, wenn finanzielle Entscheidungen im Zeichen einer Nullsummenkonstanzprämisse stattfinden, das heißt, wenn alle Beteiligten davon ausgehen, dass den einen nur dann etwas gegeben werden kann, wenn den anderen etwas genommen werden kann.

Beide Regeln stehen auf den ersten Blick im Widerspruch zu auf der Hand liegenden Fakten, weswegen es leicht ist, Verstöße gegen sie für hinnehmbar zu halten. Beide Regeln erweisen sich jedoch auf den zweiten Blick als unverzichtbar, weil sie Randbedingungen des Gesamtsystems "Wirtschaft der Gesellschaft" formulieren.

Worum geht es? 1993 haben zwei Ökonomen, Dhananjy K. Gode und Shyam Sunder, in einem meines Erachtens nobelpreiswürdigen Aufsatz im Journal of Political Economy in Simulationsstudien nachgewiesen, dass Märkte genau dann ein effizientes Allokationsgleichgewicht aufweisen, wenn man die trader auf diese Märkten mit einer zero-intelligence aus-

* <http://www.taz.de/1/zukunft/wirtschaft/artikel/1/zweimal-null-ist-eins/>

5 Allein für die USA wird der Wertberichtigungsbedarf auf amerikanische Darlehen und Wertpapiere laut Global Financial Stability Report Oktober 2008 des Internationalen Währungsfonds auf 1,4 Bio. \$ geschätzt, siehe Neue Zürcher Zeitung vom 8. Oktober 2008 und <http://www.imf.org/external/pubs/ft/gfsr/2008/02/index.htm>.

6 Siehe vor allem den bereits im Juni erschienenen 78th Annual Report der Bank for International Settlement, Basel 2008, <http://www.bis.org/publ/arpdf/ar2008e.htm>.

stattet.⁷ Sobald die trader anfangen zu lernen, sobald sie mit besonderen Motivationen und eigenen Rationalitätseinschätzungen aufwarten, geraten die Märkte in ein Ungleichgewicht, in dem nicht mehr zum jeweiligen Preis alle Angebote zum Zuge kommen und alle Nachfrage befriedigt wird. Jede Zentralisierung und Monopolisierung von Information stört das System. Wenn sich innerhalb des Systems dauerhaft so genannte Informationsasymmetrien aufbauen, die dazu führen, dass man an einem Ort etwas versteht, was man woanders nicht versteht, führt das dazu, dass die einen von Gewinnaussichten reden, für die die anderen bereit sind, ihre Liquidität aufzugeben, bis sie merken, dass sie auf das falsche Pferd gesetzt haben.

Dieser Nachweis steht im Einklang mit den von Wilhelm Röpke, Friedrich August von Hayek und anderen formulierten Ideen einer liberalen Wirtschaftsordnung,⁸ in der die im System verteilten Anbieter und Nachfrager nur dann effiziente Konsum-, Investitions-, Kapital- und Arbeitsplatzentscheidungen treffen können, wenn auch die über das System erforderliche Information im ganzen System verteilt ist. Wenn die Information im System verteilt ist, liegt sie für jeden Akteur nur unvollständig vor, da für seine Entscheidungen wesentliche Informationen nur bei anderen Akteuren zu finden sind, die jedoch erst reagieren werden und können, wenn der erste Akteur seine Entscheidung bereits getroffen hat. In dieser Situation ist Nullintelligenz, das heißt radikaler Opportunismus, die klügste Option, da jede andere Option bedeuten würde, dass man mehr zu wissen glaubt, als man wissen kann.

Diese Voraussetzung der Nullintelligenz war jedoch in den vergangenen Monaten der Entwicklung der subprime-Blase massiv verletzt worden. An die Stelle der Einsicht in die eigene Nullintelligenz war die greater fool theory getreten,⁹ in deren Rahmen jeder einzelne Akteur glaubte, es mit einem Markt zu tun zu haben, in dem andere noch leichter hinter das Licht zu führen sind, als man selbst, mit dem wunderbaren Ergebnis, dass dem Markt aus rationalen Gründen auch dann noch Liquidität zugeführt wurde, als man aus rationalen Gründen nicht mehr an seinen Bestand glauben konnte. Jeder einzelne Akteur rechnete sich eine Größer-als-Null-Intelligenz zu, die ihn sicherer als jede "Gier" dazu verführte, zu glauben, dem System ein Schnippchen schlagen zu können. Die Notenbanken versorgten die Wirtschaft mit Liquidität, um über den Markteinbruch nach dem Anschlag auf das World Trade Center am 11. September 2001 hinwegzukommen. Die staatlich alimentierten Hypothekenbanken glaubten, ein probates Mittel gefunden zu haben, um gleich zwei Fliegen, die Ankur-

⁷ Siehe Dhananjy K. Gode und Shyam Sunder, Allocative Efficiency of Markets with Zero-Intelligence Traders: Market as a Partial Substitute for Individual Rationality, in: Journal of Political Economy 101 (1993), S. 119-137.

⁸ Siehe Wilhelm Röpke, Die Lehre von der Wirtschaft, 13. Aufl., Bern: UTB, 1994; Friedrich August von Hayek, Individualismus und wirtschaftliche Ordnung, 2., erw. Aufl., Salzburg: Philosophia, 1976.

⁹ Siehe http://en.wikipedia.org/wiki/Greater_fool_theory.

belung des Konsums und die Förderung des Wohneigentums, mit einer Klappe zu schlagen. Die Investmentbanken transformierten die hohen Kreditrisiken mit ihren Techniken der Verbriefung und Bündelung in scheinbar geringere Marktrisiken, wodurch andere, die Kreditrisiken nicht mehr beobachtende Risikomanagementsysteme sowie andere Eigenkapitalanforderungen zum Zuge kamen. Öffentlich-rechtliche Banken landauf, landab fühlten sich unter ihrer politischen Aufsicht sicher genug, an einer Bonanza teilzunehmen, von der sie viel zu wenig verstanden. Und der kleine Anleger kaufte sich "Kapitalschutz"-Papiere, die ihm vorgaukelten, sich auf der sicheren Seite an riskanten Gewinnen beteiligen zu können.

Das Ergebnis ist eine dichte Verkettung von Akteuren, die allesamt von der Nullintelligenzprämisse abwichen, viel zu lange auf rationale Motive der Beteiligung an einer irrationalen Entwicklung setzten und so genau jenen "normalen Unfall" produzierten, den Charles Perrow im Fall von Hochtechnologierisiken als das Ergebnis von enger Kopplung als den erwartbaren Unfall beschrieben hat.¹⁰ Nur unter der Bedingung von loser Kopplung kann Nullintelligenz als klügste Option durchgehalten werden.

Die zweite Regel, die verletzt wurde, ist die Regel der Nullsummenkonstanz. Diese Regel hat Niklas Luhmann in seinem Buch "Die Wirtschaft der Gesellschaft" aus dem Jahr 1988 auf dem Punkt gebracht: Die private Geldschöpfung durch Geschäftsbanken im Zuge von deren Kreditvergabe kann im Wirtschaftssystem nur dann funktionieren, wenn niemand auf die Idee kommt, dass durch diese Geldschöpfung die Nullsummenkonstanzprämisse verletzt wird, das heißt dass jemand im Rahmen dieser Geldschöpfung Geld bekommt, das jemand anderem nicht fehlt oder zumindest fehlen wird.¹¹ Wenn man nicht mehr daran glaubt, dass Kredite einem Produzenten Kapital zur Verfügung stellen, die es ihm erlauben, Produkte herzustellen, für die Konsumenten Geld auszugeben bereit sind, bricht die Nullsummenkonstanzprämisse zusammen und man bewegt sich in einer Wirtschaft, in der jedes Geschäft dazu führt, dass alle Beteiligten anschließend mehr Geld zur Verfügung haben als zuvor. Eine solche Wirtschaft wird unberechenbar, da den Gewinnen keine Verluste, dem Nutzen keine Kosten mehr gegenüberstehen.

Die Geldschöpfung durch die Geschäftsbanken muss daher durch eine Geldmengenpolitik der Notenbanken kontrolliert werden, innerhalb derer die Geldmenge politisch variiert wird, damit sie ökonomisch als konstant angenommen werden kann.¹² Dieser Punkt wird in der Diskussion über den Kapitalismus der freien Marktwirtschaft oft vernachlässigt, da er zu

¹⁰ Siehe Charles Perrow, Normale Katastrophen: Die unvermeidbaren Risiken der Großtechnik, dt. Frankfurt am Main: Campus, 1988.

¹¹ Siehe Niklas Luhmann, Die Wirtschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988, S. 131 ff.

¹² Siehe zu aktuellen Schwierigkeiten, dieses Instrument scharf genug zu handhaben, den Bericht "Der SBN läuft der Letzins aus dem Ruder" in der Neuen Zürcher Zeitung vom 18./19. Oktober 2008, S. 25.

deutlich zeigt, von welchen politischen Interventionen das freie Spiel der Marktkräfte abhängig ist. Die Möglichkeit der Geldmengenvariation durch die Politik der Notenbanken sitzt im blinden Fleck der Interdependenz von Politik und Wirtschaft, da sie genau die Nullsummenkonstanz garantieren soll, die sie dauernd verletzt.

Tatsächlich tritt das Problem jedoch erst dann auf, wenn die Notenbank ihre Konditionen der Refinanzierung der Geschäftsbanken und ihre Offenmarktgeschäfte nicht mehr scharf daraufhin kontrolliert, ab wann eine Geldmengenausweitung die Akteure im Markt dazu verführt, den Glauben an die Nullsummenkonstanz aufzugeben. Im Fall der aktuellen Finanzkrise ist es jahrelang gelungen, die Geldmengenausweitung nicht etwa in einer steigenden Inflation verpuffen zu lassen, sondern durch eine Wachstumsdynamik zu beglaubigen, in der reale und nominale Effekte wesentlich schwerer zu unterscheiden sind als in einer Inflation.¹³

Das System wusste sich nur durch Leerverkäufe zu helfen.¹⁴ Leerverkäufe sind ein außerordentlich scharfes Instrument der Korrektur von Überschätzungen, indem sie es erlauben, auf fallende Preise zu wetten. Leerverkäufe setzten den außer Kraft gesetzten Regeln der Nullintelligenz und der Nullsummenkonstanz ihre eigene Null entgegen. Es gehört daher vielleicht zu den interessantesten Lehren aus dieser Krise, dass es der Wirtschaft selbst inmitten einer vom Staat alimentierten Wachstumsdynamik gelingt, konträre Positionen einzunehmen und so zu jener verteilten Intelligenz zurückzufinden, die zum einen Wetten ermöglicht und zum anderen offene Entwicklungspfade generiert. Aber Leerverkäufe können die korrekte Selbsteinschätzung der Reichweite der Intelligenz aller Beteiligten ebenso wenig ersetzen wie die politisch korrekte Steuerung der Kapitalversorgung der Wirtschaft. Die Doppelnull garantiert ein funktionsfähiges Wirtschaftssystem, in dem es weder zu Oligopolen und Monopolen der Verwaltung von Informationsasymmetrien kommt noch zu einem Liquiditätspoker um Positionen innerhalb einer Weltwirtschaft, die so nicht mehr gehalten werden können.

Die gegenwärtigen Hilfsmaßnahmen werden sich gleichgültig in welcher Höhe daran messen lassen müssen, ob sie die beiden Regeln der Nullintelligenz und der Nullsummenkonstanz wieder in ihr Recht zu setzen vermögen oder nicht. Auch das ist ein Fall für die Finanzarithmetik. Die Doppelnull verweist darauf, dass der Fluchtpunkt des Systems nicht in seiner Entscheidung steht. Die Wirtschaft der Gesellschaft kann nur funktionieren, wenn klug-opportunistische Händler von einer Politik nicht mehr und nicht weniger Kapital zur Verfü-

¹³ Siehe mit dem Eingeständnis seiner Fehleinschätzung den Auftritt von Alan Greenspan, ehemals Chef der Federal Reserve Bank der USA, vor dem US-Kongreß am 23. Oktober 2008 laut Edmund L. Andrews, Greenspan Concedes Error on Regulation, New York Times, 24. Oktober 2008, <http://www.nytimes.com/2008/10/24/business/economy/24panel.html>.

¹⁴ Siehe [http://en.wikipedia.org/wiki/Short_\(finance\)](http://en.wikipedia.org/wiki/Short_(finance)).

gung gestellt bekommen, als sie brauchen, um konträre Positionen einnehmen und so ihren Übermut dämpfen zu müssen.

Wetten auf Wetten auf Wetten: Kleine Kulturtheorie der Wirtschaft

Merkur, Jg. 63, Heft 1 (Januar 2009), S. 80-84

Man versteht den Liquiditätspoker, der im Zuge der Finanzkrise gegenwärtig nicht etwa sein verdientes Ende findet, sondern vielmehr in eine neue Runde geht, besser, wenn man sich zwei Überlegungen vor Augen hält. Diese Überlegungen stammen aus einer Kulturtheorie der Wirtschaft, die diese zum einen in den Kontext der Gesellschaft setzt und zum anderen und genau deswegen das Verhältnis der Wirtschaft zum Staat anders beleuchtet, als dies zum Beispiel die ökonomische Theorie tut. Zusammen genommen zielen die beiden Überlegungen darauf, die Struktur der Wette offen zu legen, die die Wirtschaft von den kleinsten Budgetentscheidungen der arbeitenden und konsumierenden Bevölkerung über die Investitionsrechnungen der Industrie und die Kapitalkalküle der Banken bis zur Geldmengenpolitik der Staaten kennzeichnet.

In dem Debakel, das sich gegenwärtig vor unseren Augen abspielt, löst sich der Bluff auf, mit dem die Amerikaner unter europäischer Mithilfe den neuen Wachstumsländern Brasilien, Russland (das vielleicht zu früh in diesen Club aufgenommen wurde), Indien und China das Spiel zu diktieren versuchten. Diese neuen Wachstumsländer, unter dem Kürzel BRIC bekannt, haben sich jedoch in klarer Einschätzung ihrer Lage offenbar nicht aus der Ruhe bringen lassen und abgewartet, wie sich der Dollar und die in ihm notierten Unternehmenswerte und Wertanlagen entwickeln würde.

Mit der ersten Überlegung ist daran zu erinnern, was jeder weiß, aber kaum jemand ernst nimmt, wenn es darauf ankommt: Die Wirtschaft steht nur mit einem Bein im Reich der Notwendigkeit, in jenem Reich der Befriedigung unabweisbarer Bedürfnisse, das wir als endliche Wesen, die verbrauchen, wovon sie sich ernähren, bewohnen. Mit dem anderen Bein steht sie in einem Reich der Freiheit, in dem nicht nur ein beachtlicher Spielraum in der Definition der Bedürfnisse und der Art und dem Ausmaß ihrer Befriedigung besteht, sondern auch ein nie endender Streit darüber geführt wird, zu welchen Preisen, Löhnen und Zinsen Waren und Leistungen, Arbeit und Kapital bezahlt werden. Der Soziologe Gabriel Tarde hat deswegen schon vor hundert Jahren jeden Preis, jeden Lohn und jeden Zins als einen für einen Moment still gestellten Streit beschrieben, der jederzeit, wenn jemand sich mächtig genug dafür fühlt, wieder ausbrechen kann.¹⁵

Diese doppelte Verankerung der Wirtschaft in einem Reich der Notwendigkeit und einem Reich der Freiheit wird von marxistischen ebenso wie liberalen Ökonomen seit jeher als eine

¹⁵ Siehe Gabriel Tarde, *Psychologie économique*, 2 Bde., Paris: Alcan, 1902.

"geordnete Anarchie", so Wilhelm Röpkes Begriff, beschrieben. Der Philosoph Lothar Eley hat uns in den späten 1970er Jahren an der Universität zu Köln die entsprechenden Passagen aus Röpkes in den 1930er Jahren im türkischen Exil geschriebenen "Lehre von der Wirtschaft" eigens vorgelesen, um des Ökonomen Verwunderung über die Mannigfaltigkeit und Verflechtung, das Ausmaß an Arbeitsteilung und die Abhängigkeit vom Markt, die tägliche Versorgung einer Weltbevölkerung mit Gütern und Dienstleistungen mit uns zu teilen und sich seinerseits darüber zu wundern, dass die Kollegen in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften sich so selten noch darüber wunderten.¹⁶

Wir wissen heute, dass es die Figur der Ungewissheit der Zukunft ist, die die Anarchie in eine Ordnung übersetzt, unter tätiger Mithilfe jener Despotie der kapitalistischen Betriebe, von der Karl Marx gesprochen hat. Die Despotie ist die andere Seite der Anarchie. Die Despotie des Familienoberhaupts, der Unternehmensleitung, der Bank und des Finanzamts muss Wetten darauf abschließen, welche der ungewissen Zukünfte sich möglicherweise einstellt, und ihr eigenes Schicksal an den Ausgang dieser Wette binden. Wäre die Zukunft der Entwicklung des eigenen Einkommens, der Konsumentenwünsche, der Investitionsprogramme, der Kreditlinien und des Steuereinkommens nicht prinzipiell ungewiss, also nur zu schätzen und nie mit Sicherheit zu wissen, käme alle Ökonomie sofort zum Erliegen. Niemand müsste mehr rechnen. Niemand müsste mehr lernen und sich korrigieren. Niemand wäre darauf angewiesen, die tatsächliche Entwicklung der Verhältnisse im Monats-, Wochen-, Tages-, Minuten- und Sekundenrhythmus im Auge zu behalten, derart die Schönheit der Welt, wie Goethe im *Faust* bemerkt, gegen die Sorge eintauschend, die nichts anderes ist als jene Vorsorge, auf die alles Wirtschaften zurückzuführen ist.

Unsere Gesellschaft konzidiert der Wirtschaft ihre Despotie, weil sie sie auf anarchischen Märkten täglich aufs Spiel setzen muss. Das ist die eine Überlegung. Im Kontext der Gesellschaft ist die Wirtschaft mit einer ungewissen Zukunft konfrontiert, die sie zur Spekulation zwingt und so die Vorsorge ermöglicht. Das gilt für den Arbeitsplatz, das Familieneinkommen, die Investitionsrechnung, das Kreditgeschäft, die Vermögensanlage und das staatliche Kalkül der steuerlichen Belastbarkeit der Arbeitnehmer, Konsumenten und Unternehmen.

¹⁶ Siehe Wilhelm Röpke, *Die Lehre von der Wirtschaft*, 13. Aufl., Bern: UTB, 1994, dort, S. 16: "Wer aber sorgt für die Abstimmung und damit für den geordneten Ablauf des Prozesses? Niemand. (...) Einer außerordentlichen Differenziertheit des Wirtschaftsprozesses steht also das Fehlen einer zentralen, bewußten und planmäßigen Leitung dieses ungeheuer komplizierten Getriebes gegenüber. Unser Wirtschaftssystem ist ein Gebilde von höchster und subtilster Differenziertheit bei grundsätzlicher Anarchie. Und doch kann der verstockteste Pessimist nicht leugnen, daß sich trotzdem alles zu einem geordneten Ganzen fügt. Während politische Anarchie unweigerlich zum Chaos führt, sehen wir zu unserem Erstaunen, daß die wirtschaftliche Anarchie, die unser Wirtschaftssystem kennzeichnet, so weit vom Chaos entfernt ist, daß man fast von einem Kosmos sprechen könnte. Unser Wirtschaftssystem ist anarchisch, aber nicht chaotisch: wer das nicht erstaunlich und erklärungsbedürftig findet, dem ist nicht zu helfen."

Nur die Fristen unterscheiden sich, mit denen die Vorsorge rechnen und in denen die Irrtümer korrigiert werden können. In der Differenz der Fristen kommt daher die Gesellschaft selbst zur Geltung. Und eine brauchbare Geldtheorie, wie sie etwa von John G. Gurley und Edward S. Shaw, beide einst Ökonomen an der Stanford University, vorgelegt worden ist,¹⁷ trägt diesem Rechnung, indem sie mit der Fristenstruktur der Finanzierung rechnet und diese auf die Wirklichkeit und deren Risikostruktur im Umgang mit einer unbekanntem Zukunft abbildet. Wirtschaftliches Handeln besteht unter diesen Bedingungen darin, Vermögensaufbau und Vermögensanlage mit dem Risiko abzugleichen, das unterschiedliche Fristen der Kapitalbildung und der Kapitalverfügbarkeit nach sich ziehen, und je nach Situation entsprechende Verlagerungen zwischen Humankapital, Sachkapital, Sozialkapital und Finanzkapital und ihren verschiedenen Formen vorzunehmen. Wirtschaftliches Handeln besteht nicht in Kaufs- und Verkaufs-, sondern in Investitionsentscheidungen, für die es grundsätzlich mehrere Optionen gibt, die es mit unterschiedlichen Graden der Rentabilität, der Konvertibilität und der Liquidisierbarkeit zu tun haben.

Zur Kulturtheorie wird diese erste Überlegung, wenn man sich vor Augen hält, dass diese Art des Wirtschaftens ohne ein Kalkül der Versprechungen nicht zu haben ist. So wie jeder Despot in der Familie, im Betrieb und im Staat seine Macht nur durchsetzen kann, wenn die Untertanen zu einem Bedürfnisaufschub motivieren werden können, der durch eine spätere Bedürfnisbefriedigung (oder auch durch den schon jetzt zu beobachtenden Gewinn an Kontrolle) belohnt wird, so ist jedes Wirtschaften dadurch gekennzeichnet, dass es Versprechungen in ein Verhältnis zu erwartbaren, aber nie sicheren Einlösungen setzt. Wer zum Beispiel nicht versteht, dass die Banken dem Einleger versprechen, ihm sein Geld bei Bedarf zurückzugeben, während sie es sich vom Kreditnehmer versprechen lassen, dass dieser seinen Kredit mit Zinsen zurückzahlt, versteht das Bankgeschäft, dessen Struktur der Fristigkeit, dessen prekäre Absicherungsmechanismen und dessen Versuche, in ein weniger unwägbares Kommissionsgeschäft zu investieren (und den Kunden die Risiken zu überlassen) nicht.¹⁸ Vor allem jedoch wirft all dies die Frage auf, wie die Versprechungen überprüft werden können, die die Wirtschaft nicht umhin kommt, in die Welt zu setzen, und wessen Versprechungen am ehesten die Glaubwürdigkeit gewinnen, an der sich die Erwartungen aller anderen orientieren.

17 Siehe John G. Gurley und Edward S. Shaw, *Money in a Theory of Finance*, Washington, DC: Brookings Institution, 1960.

18 Siehe dazu Dirk Baecker, *Womit handeln Banken? Eine Studie zur Risikoverarbeitung in der Wirtschaft*, mit einem Vorwort von Niklas Luhmann, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991; und zur Probe aufs Exempel Michael Lewis, *Liar's Poker: Rising Through the Wreckage on Wall Street*, New York: Penguin Books, 1990. Damals ging es unter anderem um die Finanzkrisen der Entwicklungsländer. Seither sind andere Wreckages hinzugekommen. Lesenswert dazu möglicherweise auch Murray N. Rothbard, *The Case Against the Fed*, Auburn, AL: Ludwig von Mises Institute, 1994, 2. Aufl. 2007.

Hier kommt unsere zweite Überlegung ins Spiel. Der entscheidende Punkt an der Ordnung der Anarchie, das haben wir gesehen, ist die Differenz der Fristen, in die all das investiert ist, was die Welt an unterschiedlichen Trägheiten und Beweglichkeiten zu bieten hat. Weder können die Entwicklung und Produktion der Güter und Dienstleistungen in jenem Sekundenrhythmus korrigiert werden, der an der Börse üblich ist, noch können die Arbeiter und Konsumenten auf die Erträge ihrer Arbeit so lange warten, wie es Unternehmen können. Vor dem Hintergrund einer unbekannteren Zukunft ist die Fristenstruktur der Risiken eine Fristenstruktur des Selbstentwurfs und der Selbstkorrektur aller Beteiligten. Das jedoch ermöglicht nicht nur Wetten auf Wetten, wie sie John Maynard Keynes für die Börse beschrieben hat,¹⁹ sondern auch Wetten auf Wetten auf Wetten (und so weiter in nahezu beliebiger Entkopplung und Neubündelung der Teilrisiken), wie sie für die deswegen so genannten "Derivate", die "abgeleiteten" neuen Finanzierungsinstrumente auf den Geld- und Kapitalmärkten der Weltwirtschaft, typisch sind.²⁰

Diese abgeleiteten Wetten ermöglichen eine Symbolökonomie, die in einem lose gekoppelten Verhältnis zur Realökonomie steht, doch sollte man dieser Symbolökonomie nicht ihren Realismus absprechen. Beide haben es mit Knappheitskalkülen zu tun, sonst würden sie nicht funktionieren.²¹ In beiden Ökonomien wird auf reale Entwicklungen gewettet, sonst wären die Wetten nicht möglich. Irgendein Ereignis muss entscheiden, wessen Wette gewinnt und wessen nicht. Darin schließlich besteht auch der Sinn der Wette auf künftige Preise, Zinsen und Löhne: Sie versorgt die Wirtschaft und die Gesellschaft mit jenem Sinn für die Differenz von Ereignissen, deretwegen man von einer ebenso anarchischen wie geordneten Informationsverarbeitung auf Märkten sprechen kann.²²

Auch für die Symbolökonomie gilt dabei der angelsächsische Spruch, "you have to put your money where your mouth is", weil andernfalls die eigene Wette in der Struktur der Ver-

19 Siehe zum Stichwort "beauty contest" John Maynard Keynes, *The General Theory of Money, Interest, and Employment*, Reprint London: Macmillan, 1973, S. 147 ff.

20 Siehe für die jüngere Entwicklung den Artikel Link by Link: A Short History of Modern Finance, in: *The Economist*, October 16th 2008, http://www.economist.com/finance/displaystory.cfm?story_id=11897037.

21 Wobei die Wirtschaft, kleine Pointe am Rande, nur die Knappheiten behebt, die sie selber produziert, wie bereits Léon Walras, *Éléments d'économie politique pure* [das gab es auch einmal: eine reine politische Ökonomie! db] ou *Théorie de la richesse*, Paris: Pichon & Durand-Auzias, 1926, S. 31, festgestellt hat: "(...) il est certain que l'industrie ne s'exerce à produire que des choses rares et qu'elle s'exerce à produire toutes les choses rares." Siehe zur sozialen Konstruktion von Knappheit, die der Schlüssel zu einer politischen Ökonomie ist, die diesen Namen verdient, auch Michel Aglietta und André Orléan, *La violence de la monnaie*, 2. Aufl., Paris: PUF, 1984; Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988, S. 177 ff.; Dirk Baecker, *Wirtschaftssoziologie*, Bielefeld: transcript, 2006.

22 Siehe dazu auch Dirk Baecker, *Die Preisbildung an der Börse*, in: *Soziale Systeme: Zeitschrift für soziologische Theorie* 5 (1999), S. 287-312; und zur verteilten Informationsverarbeitung generell: Friedrich August von Hayek, *The Use of Knowledge in Society*, in: *American Economic Review* 35 (1945), S. 519-530.

hältnisse keinen Unterschied machen würde. Das schließt Täuschungen und Betrug, indem man über das eine spricht und das andere kauft, nicht aus, sondern ein, garantiert aber, dass sich alle Beteiligten daran orientieren, welche Zahlungen tatsächlich wofür geleistet werden, und nicht daran, wer worüber in welchem Tonfall der guten Absicht nur spricht.

Der Streitpunkt, mit dem wir es gegenwärtig wieder zu tun haben, betrifft nun die Frage, in welchem Ausmaß und mit welchen Fristen staatliches Handeln in der Steuerpolitik und in der Subventionspolitik, in der Geldpolitik und in der Sozialpolitik die Wirtschaft mit Versprechungen versorgt, auf die der Rest der Wirtschaft ihre Wetten abschließen kann. Der Staat ist der einzige "wirtschaftliche" Akteur, der Garantien zum Beispiel der Einlagensicherung in die Welt setzen kann, die nicht etwa durch freiwillige Zahlungen, wie im Rest der Wirtschaft, sondern durch Zwangszahlungen gedeckt sind. Der Staat kann seine Macht, das heißt seine polizeilich abgesicherte Androhung von Gewalt, dazu einsetzen, Steuern auch dann zu kassieren, wenn die Bereitschaft zur Steuerzahlung gering ist. Er muss Steuerhinterziehung und Steuerflucht in dem Ausmaß, in dem ihre Verfolgung droht, die Bereitschaft zur Steuerzahlung noch mehr zu reduzieren, hinnehmen, aber das ändert nichts daran, dass er diesen Zugriff auf Zwangszahlungen hat. Er kann damit den Kreislauf der Zahlungen an Stellen wieder in Gang setzen, an denen er von sich aus vielleicht nicht in Gang käme. Das ist die Realdeckung, dank derer der Staat auf der anderen Seite über seine Notenbanken Geldmengenpolitik betreiben kann, das heißt die im Gesamtsystem verfügbare Geldmenge steigern, aber auch reduzieren kann. Die deutsche Mark wird in Berlin-Kreuzberg gemacht, war unter Verweis auf die dort ansässige Bundesdruckerei das Bonmot des Geldtheoretikers Hajo Riese, bevor der Euro eingeführt wurde.²³

Damit ist der Staat mit den Fristen, die er setzt, unweigerlich in die Vorsorgestruktur verwoben, innerhalb derer die Wirtschaft ihre Arbeits-, Konsum-, Investitions-, Kredit- und Geldanlageentscheidungen trifft. Nicht nur muss der Staat darauf wetten, wie sich eine Wirtschaft entwickelt, die über die Refinanzierung derer, die er besteuert, die Refinanzierung des Staatshaushalts trägt, sondern die Wirtschaft kann auch darauf wetten, welche Wetten der Staat einzugehen bereit ist und welche nicht.

Wenn nicht alles täuscht, ist das der Hintergrund der gegenwärtigen Finanzkrise. Die Regierungen des Westens konnten ihre Wette, die Wirtschaften des Westens über die Vehikel der Geld-, Steuer- und Sozialpolitik auf einem Wachstumspfad zu halten, der sich mit dem der *emerging markets* in Asien und Lateinamerika messen lässt, nicht halten. Die Wette der

²³ Siehe nur Hajo Riese, Geld – das letzte Rätsel der Nationalökonomie, in: Waltrad Schelkle und Manfred Nitsch (Hrsg.), Rätsel Geld: Annäherungen aus ökonomischer, soziologischer und historischer Sicht, Marburg: Metropolis, 1995, S. 45-62.

Wall Street, dass die Wette der amerikanischen Politik auf einen mit Hypotheken finanzierten Konsumschub durch eine hinreichende Bereitschaft zur Liquiditätsversorgung der Wirtschaft gedeckt ist, ging nicht auf. Das Liquiditätspoker erwies sich als Bluff.

Am wie immer "kapitalistischen", das heißt, am Vorgriff ("Kapital") auf künftige Möglichkeiten der Bedürfnisbefriedigung orientierten Wirtschaftssystem der Weltgesellschaft ändert die geplatze Seifenblase nichts. Denn es bleibt dabei, dass die Zukunft ungewiss ist und dass der Staat mit anderen Fristigkeiten seine Art von Stabilität in das dynamische Spiel der Selbstkorrektur zu bringen versuchen muss, als es Konsumenten, Unternehmen und Banken vermögen. Aus einer Perspektive der Kulturtheorie formuliert kann man dem jedoch hinzufügen, dass wir gelernt haben können, etwas genauer darauf zu achten, wessen Versprechungen wir aus welchen Gründen zu glauben geneigt sind, als vorher. Solange wir auf die "Gier" der Banker zurechnen, unterschätzen wir unsere eigenen Motive, am Bluff des Westens festzuhalten.

Mit Goethes *Faust II* könnte man auch sagen, dass wir auf die Bevölkerung Chinas gewettet haben. Deren Konsumkraft sollte jene Nullsummenkonstanzprämisse wieder in ihr Recht setzen, die im Zuge des Liquiditätspokers zwischen den Notenbanken, den Geschäftsbanken, der Industrie und den Wertpapieranlegern aufgekündigt worden ist. Man hoffte, dass die Chinesen die Gegenposition zu den *win-win*-Spielen einnehmen würden, in die sich der Westen schon fast verzweifelt hineingesteigert hat. Jetzt sitzen die Chinesen auf fast 2 Bio. US-\$ Devisenreserven und unsere Spiele lösen sich in eine gigantische Schuldnerposition auf.²⁴ Die nächste Runde geht an sie.

²⁴ Siehe den Bericht "U.S. has plundered world wealth with dollar: China paper" auf <http://www.reuters.com/article/email/idUSTRE49N1XX20081024>.

Selbst die sicherste Bank ist ein unsicheres Geschäft

Von Guido Kalberer, Friedrichshafen
Tagesanzeiger, Zürich, 2. März 2009*

Womit handeln Banken? Diese Frage stellte der Soziologe Dirk Baecker in einem vor 17 Jahren erschienenen Buch. Jetzt wurde es aus gegebenem Anlass wieder aufgelegt – und bleibt aktuell.



Das mögliche Glück vom grossen Geld und seine Kehrseite: Banken handeln mit Zahlungsverprechen und damit natürlich auch mit Risiken.

Bild: Keystone

Der Blick aus dem Fenster geht über den Bodensee. Die Wasseroberfläche, glatt wie ein Segeltuch, bewegt sich kaum. Einige Studenten haben es sich draussen auf der Treppe bequem gemacht, sitzen vor ihren Laptops und geniessen die erste Frühlingssonne. Seit 2007 lehrt Dirk Baecker in Friedrichshafen an der privaten Zeppelin University, welche die Besucher an

* <http://www.tagesanzeiger.ch/kultur/buecher/Selbst-die-sicherste-Bank-ist-ein-unsicheres-Geschaft/story/19264454>

einem «Check-in»-Desk empfängt und mit dem Slogan «Studieren, wo andere Urlaub machen» wirbt. An der Eingangstür des quadratischen, gläsernen Gebäudes steht eine lange Liste der Unternehmen, die diese nach amerikanischem Vorbild konzipierte Schule unterstützen: BMW, Deutsche Bank u. a. Spürt die Schule die Finanzkrise? «Nein. Vor kurzem erst hat die Telecom ihren Beitrag für die nächsten fünf Jahre verlängert. An den Ausgaben für Bildung wird nicht gespart. Sie ist relativ krisenresistent», meint Dirk Baecker schnell, direkt und nie um eine Antwort verlegen.

Geschäft mit den Risiken

Wir sitzen in seinem Büro und sprechen über ein Buch, das er auf Anregung seines Lehrers, des grossen Soziologen Niklas Luhmann, vor 17 Jahren geschrieben hat und das heute – dies hat der Verlag rasch bemerkt – topaktuell ist. Es heisst «Womit handeln Banken? Eine Untersuchung zur Risikoverarbeitung in der Wirtschaft». Die Banken, so der Autor, handeln mit Zahlungsverprechen, und das heisst mit Risiken, die nicht ganz berechenbar sind. «Die Banken machen ihr Geschäft nicht mit Risiken, die sie vermeiden, sondern mit Risiken, die sie übernehmen.» Logische Folge davon ist, dass es Sicherheit zum einen nicht geben kann und man zum anderen Risiken selbst produziert, auf die man sich einlässt. «Die gegenwärtige Malaise ist daraus entstanden, dass man im grossen Stil sowohl Kreditnehmer im Hypothekengeschäft als auch Geldanleger im Interbankengeschäft gewonnen hat, die ihre Risiken weder verstanden haben noch aus eigenen Mitteln beherrschen können», schreibt Dirk Baecker im Vorwort der Neuauflage.

Dirk Baecker, 1955 in Karlsruhe geboren, lebt seit kurzem in Basel, wo seine Frau als Dramaturgin arbeitet und sein elfjähriger Sohn zur Schule geht. Dort verbringt er den zweiten Teil der Woche; Montag bis Mittwoch unterrichtet er in Friedrichshafen, wo er den Lehrstuhl für Kulturtheorie und Kulturanalyse innehat. Der Wissenschaftler ist sehr angetan von der Atmosphäre an der vor fünf Jahren gegründeten Zeppelin University, wo 500 Studenten eingeschrieben sind, aber höchstens 20 bis 30 Studenten an den Seminaren teilnehmen. Das Studium in kleinen Gruppen steigere die Effektivität und Qualität der Arbeiten deutlich, meint der Professor. Zudem bleibt Baecker, der sich die Bezeichnung «Luhmannianer» gerne gefallen lässt, mehr Zeit für die eigene Forschung. Dass es fast keine Vorlesungen gibt, sieht er nicht als Nachteil. «Die älteren Kollegen verstehen es ohnehin, ein Seminar zu einer Vorlesung zu machen», ergänzt er verschmitzt.

Ausgleichende Reaktionen

Dirk Baecker sieht sich als Forscher, der sich mit allen Facetten einer Gesellschaft auseinandersetzt. Dieser Blick auf das gesamte Ensemble sozialen Handelns unterscheidet den Wirtschaftssoziologen vom Ökonomen (dieser hingegen könne scharf rechnen). «In der momentanen Krise stelle ich etwa fest, dass sich zahlreiche Menschen ganz anders verhalten, als man es annehmen würde, zum Beispiel beim Konsum. Es handelt sich dabei um ausgleichende Reaktionen, die für einen Soziologen genauso von Interesse sind wie die vorherrschenden Phänomene selbst.» Nur für Prognosen ist er nicht zu haben: «Die beste Prognose der künftigen Entwicklung ist die gegenwärtige Entwicklung», heisst es im Buch. Die Soziologie sei auf belegbare Fakten angewiesen, die für den Zustand einer Gesellschaft massgeblich seien. «Klar ist einzig, dass sich 2009 zeigen wird, ob und wie sich die Krise auf die Realwirtschaft auswirken wird.» Gehört die arg schlingernde Autoindustrie denn nicht dazu? «Nur bedingt.» Denn über das Leasinggeschäft, das Autobanken betreiben, sei die Autobranche eng mit dem Bankengeschäft verknüpft, meint Baecker und belegt dies mit Beispielen. Dann blickt er erneut aus dem Fenster, nimmt einen Schluck Tee und kommt auf seine neuesten Forschungen zu sprechen.

Beim Abschied erwähnt er en passant, dass er an einer grösseren Untersuchung zum Ende der modernen Gesellschaft sitze. Er gehe davon aus, dass die Einführung des Computers mindestens so dramatische Auswirkungen habe wie die Einführung des Buchdrucks vor 500 Jahren. Es werde sich eine neue gesellschaftliche Komplexität herausbilden, die eine andere Form der Differenzierung nach sich ziehen werde als jene, die Niklas Luhmann beschrieben habe. Es könne durchaus sein, dass sein Lehrer in seinem Werk eine historische Epoche verortet und analysiert habe, die möglicherweise in unseren Tagen an ihr Ende gelange. «Auf diese Weise führen wir den Denkansatz von Niklas Luhmann produktiv und kreativ weiter», meint Dirk Baecker – mit leicht ironischem Unterton.

Info: Dirk Baecker: Womit handeln Banken? Vorwort von Niklas Luhmann. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2008. 207 S., ca. 19 Fr.

"Der Staat ist so oder so in der Wirtschaft als grosser Akteur aktiv"

Wenn es notwendig ist, soll der Staat eingreifen und Banken retten. Mit Sozialismus hat das allerdings nichts zu tun.

Von Guido Kalberer, Tagesanzeiger, Zürich, 2. März 2009*

Herr Baecker, was ist schief gelaufen in den letzten Jahren?

Man hat zu lange auf ein Spiel gewettet, dem man selber mit guten Gründen gar nicht getraut hat. Man muss davon ausgehen, dass die Blase, deren Abbau wir zurzeit erleben, im Wesentlichen ein Produkt der enormen Ausweitung der Geldmenge, das heisst der Liquiditätspolitik durch die amerikanische Notenbank – als Reaktion auf 2001 –, ist. Die amerikanische Wirtschafts- und Geldpolitik versuchte, das Wachstum der Wirtschaft zu halten, um dem oberen und unteren Mittelstand wirtschaftliche Chancen zu erhalten – und dies auf eine Art und Weise, von der die Banker an der Wallstreet wussten, dass sie nicht von Dauer sein konnte. Die Wachstumsraten, auf die man wettete, waren unrealistisch. Das war jedoch nicht das Problem der Banker, denn die wurden die Kreditrisiken los, wie sie dachten, indem sie sie zu marktfähigen Wertpapierpaketen bündelten. Zu den Wetten auf den Immobilienmarkt kamen die Wetten auf den Geldmarkt. Viele wussten das offenbar, wie es sich jetzt darstellt, aber solange der Markt Gewinnchancen abwirft, fällt es schwer, sich herauszuhalten.

Und die Geschäfte liefen gut.

Ja. Solange es noch jemanden gibt, der einem die risikobelasteten Papiere auch wieder abnimmt, kann man sich auf das Risiko einlassen, sie zu kaufen. Die Wirtschaft funktionierte nach dem Greater-Foul-Theorem. Das heisst: Jeder verliess sich darauf, dass man zur Not und in der Regel immer noch einen Käufer findet, der ein noch grösserer Narr ist als man selber. Es trat ein systemisches Risiko ein, das man vorher nicht gekannt hatte: Denn es wurde nicht mehr auf die Rückzahlungsfähigkeit einzelner Kreditnehmer gewettet (das könnte man ja überschauen), sondern auf die Marktgängigkeit und Liquiditätstiefe des Marktes selbst. Dies erst führte zu dem systemischen Risiko, das deshalb so schwer einzuschätzen ist, weil nie-

* <http://www.tagesanzeiger.ch/kultur/buecher/story/10824612>

mand weiss, ob und wie er es in seinen Büchern und damit auch in seinem Risikomanagement verbuchen soll.

Entstand so eine Art Betriebsblindheit?

Banken wissen, dass sie höchst kreativ und produktiv mit Risiken handeln, tun jedoch gegenüber ihren Kunden so, als gäbe es in diesem Handel irgendeine Sicherheit, auf die man sich verlassen könnte. Aber es gibt diese Sicherheit nicht, weil die Zukunft unbekannt ist und weil ein Risiko ein Risiko ist. Niklas Luhmann und ich haben deshalb schon Anfang der 1990er-Jahre vorgeschlagen, dass Banken nicht mit der Unterscheidung Risiko/Sicherheit, sondern mit der Unterscheidung Risiko/Gefahr arbeiten sollten. Damit würde man auch semantisch die Risiken aus der Schmutzdecke herausholen, in der sie sich gegenwärtig befinden, und als die positiven Ausgangspunkte für die Suche nach und Einschätzung von interessanten Geschäften behandeln, die sie ja tatsächlich sind. Solange Banken aber so tun, als könnte man sich im Finanz- und Kreditbereich auf irgendeiner sicheren Seite bewegen, solange entsteht eine Intransparenz der Geschäfte, von der immer die einen profitieren, während die anderen die Dummen sind.

Ist die Verstaatlichung der Banken in der aktuellen Krise ein sinnvoller Weg?

Ja, wenn man unter dem Begriff «Verstaatlichung» das Richtige versteht. Die Geschichte zeigt, dass immer dann, wenn es zu einer Wirtschaftskrise kommt, sich der Staat mit grösserem Engagement an der Wirtschaft beteiligt. Wenn aber die Wirtschaft gut läuft, zieht sich der Staat wieder zurück. Das heisst: Der Staat hat systematisch eine wichtige Rolle bei der Stabilisierung der Wirtschaft, und dies eben nicht nur als Arbeitgeber für Angestellte und Beamte, als Käufer von Infrastrukturmassnahmen aller Art, als Kreditnehmer bei Vermögensanlagen Suchenden, sondern unter Umständen auch als Investor in das Eigenkapital von Banken. Letzteres ist es ja, was man praktisch tut, wenn man Banken «verstaatlicht». Der Staat muss sich halt überlegen, ob diese Investition erforderlich ist, wie sie finanziert wird (aus weiteren Krediten und damit aus Steuermitteln), und ob sie sich möglicherweise auch noch rechnet.

Das ist also keine neue Erscheinung?

Man übersieht dies häufig, weil man nicht zur Kenntnis nimmt, dass der Staat so oder so in der Wirtschaft als grosser Akteur aktiv ist. Er kauft und verkauft, er besteuert und subventioniert, er nimmt Kredite auf und vergibt Kredite und dies alles, nicht nur um seine Aufgaben zu erfüllen, sondern eben auch, um Wirtschaftspolitik zu betreiben, Ordnungspolitik und Entwicklungspolitik. Wenn man nun sagt, der Staat kann sich auch an dem Kapital von einzelnen Banken beteiligen, also Investor werden, dann ist das nur eine Erweiterung seiner Rolle als Wirtschaftsakteur in anderen Feldern.

Manche sprechen von Sozialismus.

Das ist ein völlig schräger Begriff. Denn wenn der Staat einzelne Eigenkapitalanteile der Banken kauft, so kann er sie auch wieder verkaufen – wie jeder andere Wirtschaftsakteur auch. Die wichtigere Frage ist: Kann der Staat, wenn er Eigentum an Banken besitzt, der Eigentümer- und Aufsichtsrolle, die er dann einnimmt, gerecht werden? Entstehen nicht Interessenkonflikte zwischen zum Beispiel Eigentümerrollen und Aufsichtspflichten, die wir ja nun gerade zwischen Kreditbanken, Investmentbanken und Ratingagenturen zur Genüge erlebt haben? Wenn alles andere nicht mehr hilft, um die Kreditfinanzierung der Wirtschaft sicherzustellen, muss man die eine oder andere Bank «verstaatlichen», aber das hat mit Sozialismus nichts zu tun.

Dies wirkt dann Vertrauen fördernd.

Ja, weil der Staat die einzige Einheit in der Wirtschaft ist, die sich mit Sicherheit refinanzieren kann. Nur der Staat kann sich über Zwangszahlungen refinanzieren, auch unter dem Namen «Steuern» bekannt. Deswegen ist der Staat eine sichere Bank.

Wo liegen die Gefahren?

Jede Stützung einer grossen Bank durch den Staat hat einen Vertrauensverlust für die Bank zur Folge – und das, wie im Fall der UBS, in einem internationalen Umfeld. Aus diesem Vertrauensloch muss die Bank dann erst einmal wieder herauskommen. Deswegen ist es für Josef Ackermann so wichtig, darauf hinzuweisen, dass die Deutsche Bank keine staatlichen Hilfen nötig habe.

Die Zumutung des Kapitalismus*

I.

Der Kapitalismus ist jenes Wirtschaftssystem, das Eigentümer auffordert, sich als Schuldner in eigener Sache zu betrachten. Sollte jemand auf die Idee kommen, Güter oder Dienstleistungen zu produzieren, die man mit Aussicht auf Gewinn abzusetzen erwartet, muss das dazu aufgewendete Vermögen als ein Kredit betrachtet werden, den man bei sich selbst aufnimmt und an sich selbst auch wieder zurückzahlen hat. Sollte der Gewinn aus dem Absatz der eigenen Produktion geringer sein als andere mit demselben Vermögen und besseren Ideen erzielen können, liegt es in der Natur der Sache, sein Vermögen diesen anderen zur Verfügung zu stellen, sie damit wirtschaften zu lassen und sich aus dem höheren Gewinn den Kredit bezahlen zu lassen. Sollte die Zinszahlung den höheren Gewinn aufzehren, muss man nach jemandem suchen, der noch höhere Gewinne erzielt.

Mit anderen Worten, der Kapitalismus ist eine Zumutung. Er ist erstens eine intellektuelle Zumutung, denn wer steigt nicht bereits nach diesen wenigen Sätzen aus und hört auf mitzurechnen, weil die sachliche, zeitliche und soziale Komplexität sich als Überforderung darstellt? Es geht um eine riskante Produktion, eine Überbrückung von Gegenwart und Zukunft und eine Vernetzung zwischen Kreditgebern und Kreditnehmern, die so viele Variablen enthält, dass unklar ist, ob die Gleichung aufgehen kann.

Der Kapitalismus ist zweitens eine praktische Zumutung, denn er verlangt vom Eigentümer, sein Kapital auch dann wie ein Fremdkapital zu behandeln, wenn es sein Eigenkapital ist. Mithilfe eines Instruments, das auf den schönen Namen der Berechnung von Opportunitätskosten hört, soll ein Eigentümer laufend prüfen, ob ihm durch die Eigenverwendung seines Vermögens Gelegenheiten (Opportunitäten) entgehen, andernorts höhere Gewinne zu erzielen. Ist dies der Fall, wäre eine Eigenverwendung des Kapitals Verschwendung.

Nicht zuletzt ist der Kapitalismus genau deshalb drittens auch eine gesellschaftliche Zumutung, denn er setzt den wirtschaftlichen Vergleich der Gelegenheiten an die Stelle der Würdigung der Sache selbst, ihrer Geschichte und ihrer Einbettung in soziale Praktiken aller Art. Er verlangt, religiöse und moralische, politische und ästhetische, wissenschaftliche und pädagogische Gründe eines möglichen Engagements für eine Sache nicht nur der Frage auszusetzen, ob der erwartete Gewinn den Aufwand lohnt, sondern schärfer noch der Frage, in welchem Verhältnis das jeweilige Engagement zur Sicherung und Vermehrung des eigenen

* Erweiterte Fassung eines am 11. Mai 2009 unter dem Titel "Die Firma ist eine Zumutung" in der Frankfurter Allgemeine Zeitung erschienenen Artikels, <http://www.faz.net>.

Vermögens steht. Diese Frage ist nur selten einfach zu beantworten. Sie rechnet nicht in Heller und Pfennig. Es geht nicht darum, sich beim Blick auf das eigene Bankkonto zu beruhigen. Vielmehr geht es darum, Aktivitäten, Bekanntschaften und Erwartungen laufend in einen Bezug zu einem Netzwerk weiterer und alternativer Aktivitäten, Bekanntschaften und Erwartungen zu setzen, die eine entweder geringere oder größere Aussicht darauf bieten, im Gespräch, im Geschäft und in Verbindung zu bleiben. Auf diese Art und Weise setzt der Kapitalismus die Sorge an die Stelle der Schönheit, wie Goethe in seinem unter dem Titel *Faust II* bekannten Lehrbuch der Ökonomie formuliert (vgl. Binswanger 1985).

Der Sachverhalt wird dadurch nicht angenehmer, dass sich der Kapitalismus in jahrhundertelangen Auseinandersetzungen, deren Chronik, aufgeschrieben durch Werner Sombart, Max Weber, Henri Pirenne oder Fernand Braudel sich wie ein Kriminalroman von Raymond Chandler liest, so schnell wechseln Täter, Opfer und Verfolger ihre Rollen, nicht nur der Güter und Dienstleistungen, sondern auch des Bodens, der Arbeit, der Information und des menschlichen Körpers angenommen hat (Polanyi 1978). Es gibt weltweit nicht wenige Menschen, die sich fragen müssen, ob sie nicht eine ihrer beiden Nieren profitabler einsetzen können, wenn sie sie verkaufen, als wenn sie sie behalten, vom angeblich ältesten Gewerbe der Welt hier zu schweigen. Nicht erst der Protestantismus hat uns gelehrt, Zeit als Geld zu betrachten und nie aus dem Auge zu verlieren, wo und wie die eigene Arbeitskraft mit der größten Aussicht nicht nur auf Gewinn jetzt, sondern auch auf Gewinn morgen, das heißt auf einen sicheren Arbeitsplatz, eine mögliche Karriere und schließlich auf einigermaßen gute Karten beim Jüngsten Gericht, eingesetzt werden kann.

II.

Werner Sombart vertrat deshalb die These, ohne die Einführung einer doppelten Buchführung hätte sich der Kapitalismus niemals so entwickeln können, wie wir ihn kennen (Sombart 1987, Bd. II, S. 101 ff.; vgl. Baecker 1993). Dennoch wird die doppelte Buchführung, vormals eine Geheimlehre, erstmals veröffentlicht im Jahr 1494 von Luca Pacioli, einem Franziskanermönch, Mathematikprofessor und Freund Leonardo da Vincis, bis heute immer noch nicht zureichend als eine der großen Kulturleistungen der Menschheit gewürdigt. Immerhin nennt Oswald Spengler Pacioli in einem Atemzug mit Kopernikus und Kolumbus. Seine Lehre der doppelten Buchführung sei "eine reine Analyse des Wertraums, bezogen auf ein Koordinatensystem, dessen Anfangspunkt 'die Firma' ist," so liest man in *Der Untergang des Abendlandes* (Spengler 1983, S. 1174). Und Sombart erinnert daran, dass auch 'die Firma' nichts anderes als die institutionelle Verselbständigung des Rechts und der Pflicht ist, mit

einer Unterschrift (ital. firmare = "unterschreiben") für seine Absichten und Handlungen gerade zu stehen. Deshalb, so Sombart, wird das kapitalistische Unternehmen in verschiedenen europäischen Sprachen zugleich *Firma*, *Ditta* und *Ratio* genannt: Es gibt einen Unternehmer, der mit seiner Unterschrift ("firma") dafür bürgt, sein Eigenkapital wie ein Fremdkapital und sein Fremdkapital wie ein Eigenkapital zu behandeln. Dieser Unternehmer kann nur deshalb, weil er mit seiner Unterschrift hierfür bürgt, kreditwürdig genannt ("ditta") werden. Und die Voraussetzung für beides ist der Bruch ("ratio") zwischen Fremd- und Eigenkapital und daran anschließend der vernünftige, weil berechnende Umgang mit Mitteln und Zwecken im Netzwerk der sachlich, sozial und zeitlich bestimmten Gelegenheiten.

Im Rahmen unserer Frage nach der Zukunft des Kapitalismus ist es entscheidend, diese Kulturleistung der doppelten Buchführung einigermaßen korrekt einzuschätzen. Einfach ist das nicht, denn jahrhundertlang galt die Regel, dass man sich vielleicht mit Verrückten unterhalten kann, unter Umständen sogar mit Ingenieuren, aber mit Sicherheit nicht mit Buchhaltern: Ihre Sprache galt als vollkommen unverständlich (Auguste Detœuf, zit. nach de Roover 1970, S. xii). Ihre Fähigkeit, eine einzige Zahlung zugleich auf der Habenseite und auf der Sollseite einer Unternehmensrechnung zu verbuchen, war den Leuten unheimlich. Wie kann man eine Schuld zugleich als ein Vermögen, ein Vermögen zugleich als eine Schuld betrachten? Es ist kein Wunder, dass Walter Benjamin auf die Idee kam, an diesen Aspekt der Verankerung eines Vermögens in einer Schuld seine These zu knüpfen, dass der Kapitalismus nichts anderes ist als eine Religion (Benjamin 1985; vgl. Baecker 2003). Aber diese These wird der Sache nicht gerecht.

Ebenso wenig allerdings hilft es, wenn aktuelle betriebswirtschaftliche Lehren der Kostenrechnung und Wirtschaftsprüfung einen großen Bogen um die Geschichte der doppelten Buchführung machen und sich keinerlei Rechenschaft mehr davon geben, dass die "reine Analyse des Wertraums" (Spengler), die hier vorliegt, eines der Probleme praktisch löst, an der die Mathematik und die Logik seit langem ohne Ergebnis theoretisch herumdoktern, nämlich eine Rechensprache zu liefern, die Positivsprache, Affirmation von Sachverhalten, und Negativsprache, Umwertung der Sachverhalte, zugleich ist. Es ist nicht auszudenken, auf welche Ideen Gotthard Günther, der Hegelianer und Kybernetiker auf der Suche nach einer "operationsfähigen Dialektik" (Günther 1980a, 1980b), gekommen wäre, wenn er sich nicht nur mit den Wahrheitstabellen der Logik, sondern auch mit der doppelten Buchführung beschäftigt hätte.

Dennoch stellt sich die Frage, ob die praktische Verankerung des Kapitalismus in den Rechen-techniken der doppelten Buchführung mehr beweist als die Artifizialität, historische Kontingenz und damit mögliche Hinfälligkeit des Kapitalismus. Was wäre, wenn man die

Augen für die Schönheit der Welt wieder öffnen und jeden Gedanken an ein Vermögen, das zugleich als Schuld zu denken ist, beiseite wischen würde? Niemand stellt die Wohlfahrtsge-
winne durch den Kapitalismus in Frage. Niemand stellt die Errungenschaft der verteilten In-
telligenz einer Wirtschaft in Frage, in der tagtäglich Produktions-, Konsum-, Arbeits- und
Finanzierungsentscheidungen getroffen werden, die durch keinen zentralen Rechner, weder
durch den Staat noch durch den Computer koordiniert werden könnten (Röpke 1994). Und
niemand stellt die Brutalität in Frage, mit der sich der Kapitalismus eine industrielle Welt
geschaffen hat, die jede Gelegenheit zur Externalisierung von Kosten so hemmungslos wahr-
nimmt wie sie Bedürfnislagen, die es nicht schaffen, sich mit Zahlungsfähigkeit zu versorgen
(aus eigener Arbeit oder aus karitativer oder wohlfahrtsstaatlicher Subvention), gnadenlos
ausblendet.

III.

Was also "ist" der Kapitalismus, ein Virus der Kostenrechnung und Gewinnorientierung, den
man auch wieder loswerden kann, oder eine Institution der menschlichen Gesellschaft und
ihrer Wirtschaft, die man durch Rahmung und Einbettung zähmen, aber nicht abschaffen
kann? Die Antwort auf diese Frage findet sich bereits bei Sokrates. Xenophon verdanken wir
einen der frühesten Texte zur Ökonomie überhaupt, sieht man von den Rechenlegungen baby-
lonischer und ägyptischer Palastwirtschaften ab, nämlich den sokratischen Dialog *Oekonomi-
kos*, in dem sich Sokrates von dem Edelmann Isomachos erzählen lässt, wie man ein Haus gut
führt (Xenophon 1956). Wie man weiß (Burford 1996), gehört dieser Dialog zu den bei den
Römern beliebtesten Texten der alten Griechen überhaupt, und dies nicht nur deshalb, weil
eine der Antworten auf die gestellt Frage lautet, der Herr des Hauses müsse sich bemühen,
seine junge Frau zu lehren, ihre Pflichten gegenüber ihm, ihren Kindern, dem Gesinde und
den Haustieren zu erfüllen, während er sich um die Geschäfte außerhalb des Hauses kümmert.

Genau hier beginnt ja das Problem: Wie kann man sicher sein, dass die delegierte Verant-
wortung im Sinne des Prinzipals, wie man heute wieder sagt, wahrgenommen wird. Wenn
man beim Gründer der Betriebswirtschaftslehre, dem Volkswirt Erich Gutenberg, liest: "Die
durch Abspaltung bedrohte Einheit des betrieblichen Entscheidungsprozesses wird durch das
Recht der delegierenden Stelle auf Rechenschaftslegung der delegierten Stelle und die Pflicht
zur Prüfung der delegierten Stelle durch die delegierende Stelle gesichert" (Gutenberg 1971,
S. 247), so ist die Einheit des Betriebs sowohl durch Abspaltung bedroht als auch durch
Rechte und Pflichten gesichert. In welchen Situationen wird was überwiegen? Längst ist ja
deutlich geworden, dass der Wechsel vom Kalkül zur Autorität nur dann funktioniert (Coase

1988), wenn man den Verantwortungs- und Arbeitnehmern das Rechnen abgewöhnt und sie zur Belohnung zu vollständigen Akteuren komplett mit Rechten und Pflichten adelt. Dieser Art von Autorität traut die Ökonomie schon lange nicht mehr über den Weg. Mit der Emanzipation der Akteure fangen diese auch wieder an zu rechnen. Sie werden "unvollständig" (Priddat 2006), weil sie sich nur so, anschlussfähig-weil-ergänzungsbedürftig und berechnend-weil-konkurrierend in den Netzwerken der Ökonomie bewegen können.

Tatsächlich hält die alteuropäische Geschichte des ökonomischen Denkens mindestens zwei Versionen der Ökonomie bereit. Die eine setzt auf das politisch und moralisch vollständig bestimmte Subjekt, das seinen Platz in der Welt, meist von Geburt an, gefunden hat und nur noch tut, was diesem Platz angemessen ist, im besten Einklang mit einer kosmologischen Teleologie, die darauf zählt, dass alles gut ist. Diese Lehre läuft meist unter dem Namen einer aristotelischen Ökonomie, obwohl wir Aristoteles damit vermutlich Unrecht tun, der durchaus auch die andere, die unruhige, die kaufmännische und marktorientierte Ökonomie kannte, so sehr er dann auch darum bemüht war, die von dieser geschaffenen, den sozialen Zusammenhalt aus dem Gleichgewicht bringenden, das heißt die Vormachtstellung der Aristokraten bedrohenden Reichtümer auf jene *metadosis* zu begrenzen, die nicht nur Einzelnen, sondern einer Gemeinschaft Vorteile bringen, indem sie diese zur Erwiderng herausfordern (vgl. Polanyi 1979, S. 184 f.). Das entspräche, wenn Nietzsche Recht hat (Nietzsche 1969), einem griechischen Denken, demgemäß alles eben nicht von sich aus gut ist, sondern nur dann, wenn es dem Wettbewerb entstammt und diesem sich wiederum stellt. Auch das lässt sich als teleologisch, als orientiert an einer angemessenen Grenze (*telos*), denken.

Die andere Ökonomie wäre dann die der ergänzungsbedürftig-unvollständigen Akteure, jener also, die zwar zum einen nie zufrieden zu stellen sind, die aber genau deshalb auch laufend auf der Suche nach neuen Verbindungen und Verknüpfungen sind, Innovateure also, denen ihre "Gier" konzidiert wird, solange sie nur findig genug bleiben, um auf neue Gelegenheiten zu reagieren. Es war das Dilemma der alten Griechen, dass ihnen diese Leute moralisch und politisch suspekt waren, während sie ihnen ontologisch Recht geben mussten, solange die Ontologie eben nicht als Lehre vom Seienden, sondern als Lehre vom Sein verstanden werden musste, das heißt als Lehre der Differenz zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit. Deswegen ist das Sein in Bewegung (Aristoteles 1987). Und deshalb ist das Sein grundsätzlich und unabdingbar als ergänzungsbedürftig zu denken (Stygermeer 2005).

Liest man Xenophons *Oikonomikos* zu Ende, kann man auf die Idee kommen, dass die erste Ökonomie diejenigen beruhigen soll, die den Mut und die Kraft zur zweiten nicht haben. Wer der Frage nach den Möglichkeiten nicht gewachsen ist, muss mit der Wirklichkeit einverstanden sein. Er verhält sich zum geschickten Kaufmann, der es nicht lassen kann, seine

Möglichkeiten nach Möglichkeit auch bis zum Betrug auszureizen, wie das Opfer, das sich seinen Ärger von einem Diskurs abkühlen lässt, der darauf hinweist, dass auch diese *metadosis* im Einklang mit der Ordnung der Dinge ist (Goffman 1952). Das funktioniert ja, wie man ebenfalls weiß (Thompson 1971), genau so lange, wie ein durchaus bewegliches, als *moral economy* bezeichnetes Gerechtigkeitsgefühl nicht unkorrigierbar verletzt wird.

Bei Xenophon läuft die Doppellehre von der Wirtschaft unter dem geheimnisvollen Namen der *sophrosyne*, in der englischen Ausgabe des *Oikonomikos* als "mysteries of moderation" übersetzt (Strauss 1970, S. 80). *Sophrosyne* ist die Kunst der Selbstbeherrschung im Kontext der Einladung an andere, sich dieser Selbstbeherrschung anzuschließen. In der deutschen Übersetzung dieser Stelle, mit der das Gespräch mit Isomachos schließt, heißt es: "Denn das Glück, willige Leute zu leiten, scheint mir nicht menschlichen, sondern göttlichen Ursprungs zu sein. Sicher behalten es die Götter denen vor, die wahrhaft in das Wesen der Sophrosyne eingeweiht sind. Die Aufgabe aber, über Unlustige wie ein Tyrann zu herrschen, geben sie, wie mir scheint, denen, die sie eines Lebens für würdig halten wie Tantalus, der im Hades ewig in Angst sein soll, zum zweiten Mal sterben zu müssen" (Xenophon 1956, Buch XXI, 12).

Es geht um eine Selbstbeherrschung, die auf Argumente der Bewirtschaftung des Haushalts zurückgreift, um auch andere, die Mitglieder des Haushalts, beherrschen zu können, die sich jedoch dieser Herrschaft freiwillig unterwerfen, das heißt sie in Selbstbeherrschung ummünzen, weil sie sehen, welche Vorteile sie daraus gewinnen. Bewährt man sich auf diese Art und Weise in der Führung seines *oikos*, gilt man als Edelmann, als Gentleman, dessen Stimme auch in der *polis* einen Anspruch darauf hat, gehört zu werden. Vielleicht wird auf diese Art und Weise eine Stimme sogar erst erworben, wenn denn gelten darf, dass eine Stimme nur hat (Agamben 2007), wer nicht nur die Wirklichkeit ausspricht oder die Möglichkeit besingt, sondern das eine im Kontext des anderen zu sehen vermag, weil er sich an jenen Negationen geschult hat, die das eine wie das andere laufend bedrohen.

IV.

Max Weber hat das Geheimnis der Tugend der *Sophrosyne* zum Ende seines Lebens bei der Formulierung des soziologischen Grundbegriffs des "Wirtschaftens" entdeckt und offenbar für so wichtig gehalten, dass er drauf und dran war, seine ganze Soziologie umzuschreiben. Sein Tod hat ihn daran gehindert und seine Witwe hat unter dem Titel *Wirtschaft und Gesellschaft* ein Buch zusammengestellt und herausgegeben, an dem der Titel nur dann stimmt, wenn man das "und" zwischen Wirtschaft und Gesellschaft nicht in der Modalität einer mehr

oder minder kontingenten Addition, sondern der wechselseitigen Implikation liest: Weil Gesellschaft, deshalb Wirtschaft; und weil Wirtschaft, deshalb Gesellschaft.

Webers Faszination für möglichst präzise Definitionen hatte ihn auf die richtige Spur gebracht. Wirtschaften, so definiert er, sei "die *friedliche* Ausübung von Verfügungsgewalt" (Weber 1990, S. 31; vgl. Baecker 2007). Schrieb's und, so muss man sich das wohl vorstellen, erschrak. Denn wie kann man Gewalt friedlich ausüben? Dass er die Verfügungsgewalt nicht bloß als rechtlichen terminus technicus nahm, zeigen die ausführlichen Erläuterungen, mit denen er das "pragma der Gewalt", das sich seinem Blick so plötzlich aufdrängte, sowohl wieder loszuwerden versuchte als auch ernst zu nehmen begann.

Aber genau das ist der Kapitalismus, ein durch Gewalt erzwungener Verzicht auf sofortige Bedürfnisbefriedigung, um die dadurch gewonnene Zeit und die dadurch gewonnenen Ressourcen derart zur Produktion zu nutzen, dass der Verzicht aus den Früchten, die er bringt, entschädigt werden kann und diese Entschädigung schließlich zu einer allen Regeln der Kunst genügenden intrinsisch-extrinsischen Motivation werden kann, zur Grundlage der *Sophrosyne*. Dazu jedoch muss man rechnen, mit der Sache, mit der Zeit und mit den Mitmenschen. Und zu nichts anderem fordert das Kapital uns auf. Dass auf die gewalttätige Ausübung der Gewalt dann schließlich verzichtet werden kann, heißt nicht, wie jedem Kritiker auffällt und wofür jeder Buchhalter eine Kostenstelle bereithält, dass sie nicht friedlich nach wie vor ausgeübt wird.

Der Kapitalismus ist friedlich (Hirschman 1982), solange er "willige Leute" findet, "unvollständige Akteure". Dass er auch ganz anders kann, ist damit nicht bestritten, sondern ganz im Gegenteil unterstrichen. Aber auch der friedliche Kapitalismus ist und bleibt eine Zumutung des Kalküls, der man sich nicht jederzeit, gegenüber jedermann und in Bezug auf alles und jedes zu stellen geneigt sein wird. Deshalb gibt es nach wie vor eine Alternative zum Kapitalismus. Sie besteht darin, sich dem Kalkül zu entziehen. Das ist freilich leichter gesagt als getan, seit wir wissen, dass sowohl die Askese als auch die Verschwendung mit Prämien rechnen (Weber 1988; Bataille 1975), die man sich selbstverständlich, sein Vermögen mehrend, auszahlen lässt.

Literatur:

Agamben, Giorgio (2007): Die Sprache und der Tod: Ein Seminar über den Ort der Negativität, aus dem Italienischen von Andreas Hiepko, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Aristoteles (1987): Physik, 2 Bde., griech.-deutsch, übers., mit einer Einleitung und mit Anmerkungen hrsg. von Hans Günter Zekl, Hamburg: Meiner.

- Baecker, Dirk (1993): Die Schrift des Kapitals, in: Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.), Schrift, München: Fink, S. 257-272.
- Baecker, Dirk (Hrsg.) (2003): Kapitalismus als Religion, Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Baecker, Dirk (2007): A Note on Max Weber's Unfinished Theory of Economy and Society, in: Economic Sociology: The European Electronic Newsletter 8, Nr. 2, S. 27-30 [econsoc.mpifg.de/archive/econ_soc_8-2.pdf]
- Bataille, Georges (1975): Die Aufhebung der Ökonomie, aus dem Französischen von Traugott König, München: Rogner & Bernhard.
- Benjamin, Walter (1985): Kapitalismus als Religion, in: Gesammelte Schriften, hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Bd. VI, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 100-103.
- Binswanger, Hans Christoph (1985): Geld und Magie: Deutung und Kritik der modernen Wirtschaft anhand von Goethes "Faust", Stuttgart: Ed. Weitbrecht.
- Burford, Alison (1996): Book Review: Xenophon, Oeconomicus: A Social and Historical Commentary, in: American Journal of Philology 117, Nr. 3 (Whole Number 467), S. 492-495.
- Coase, Ronald H. (1988): The Firm, the Market, and the Law, Chicago: Chicago UP.
- De Roover, Raymond (1970): Preface, in: Ernest Stevelinck (Hrsg.), La comptabilité à travers les âges: Exposition à la Bibliothèque Royale Albert Ier, Bruxelles, Bruxelles: Bibliothèque Royale Albert Ier, S. ix-xiv.
- Goffman, Erving (1952): On Cooling the Mark Out: Some Aspects of Adaptation to Failure, in: Psychiatry: Journal of Interpersonal Relations 15, S. 451-463.
- Günther, Gotthard (1980a): Martin Heidegger und die Weltgeschichte des Nichts, in: ders., Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, Bd. 3, Hamburg: Meiner, S. 260-296.
- Günther, Gotthard (1980b): Identität, Gegenidentität und Negativsprache, in: Hegel-Jahrbuch 1979, Köln: Pahl-Rugenstein, S. 22-88.
- Hirschman, Albert O. (1982): Rival Interpretations of Market Society: Civilizing, Destructive, or Feeble? In: Journal of Economic Literature 20, S. 1463-1484.
- Nietzsche, Friedrich (1969): Homers Wettkampf, in: ders., Werke, Bd. 3, hrsg. von Karl Schlechta, 6., durchges. Aufl., Frankfurt am Main: Ullstein, S. 291-302.
- Polanyi, Karl (1978): The Great Transformation: Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen, aus dem Englischen von Heinrich Jelinek, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Polanyi, Karl (1979): Aristoteles entdeckt die Volkswirtschaft, in: ders., *Ökonomie und Gesellschaft*, mit einer Einl. von S. C. Humphreys, aus dem Englischen von Heinrich Jelinek, S. 149-185.
- Priddat, Birger P. (2006): *Unvollständige Akteure: Komplexer werdende Ökonomie*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Röpke, Wilhelm (1994): *Die Lehre von der Wirtschaft*, 13. Aufl., Bern: UTB.
- Sombart, Werner (1987): *Der moderne Kapitalismus: Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart*, 3 Bände, Nachdruck München: dtv.
- Spengler, Oswald (1983): *Der Untergang des Abendlandes: Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*, 7. Aufl. der Taschenbuchausgabe, München: dtv.
- Strauss, Leo (1970): *Xenophon's Socratic Discourse: An Interpretation of the *Oeconomicus**. With a new, literal translation of the *Oeconomicus* by Carnes Lord, Ithaca, NY: Cornell UP.
- Stygermeer, Moth (1995): *Während Sokrates schweigt: Der zweite Anfang der Philosophie in Platons Dialog *Sophistes**, Berlin: Tenea.
- Thompson, Edward P. (1971): *The Moral Economy of the English Crowd in the Eighteenth Century*, in: *Past and Present* 50, S. 76-136.
- Weber, Max (1988): *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, 3 Bde., Nachdruck Tübingen: Mohr.
- Weber, Max (1990): *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriß der verstehenden Soziologie*, 5., rev. Aufl., Studienausgabe Tübingen: Mohr.
- Xenophon (1956): *Oikonomikos: Die Haushaltswirtschaftslehre*, in: ders., *Die sokratischen Schriften*, übertragen und hrsg. von Ernst Bux, Stuttgart: Kröner, S. 235-302.

Thomas Strobl im Gespräch mit Dirk Baecker

F.A.Z. Blog "Chaos as usual", von Thomas Strobl

24. Juni 2009, 16:45 Uhr

<http://faz-community.faz.net/blogs/chaos/archive/2009/06/23/im-gespraech-mit-dirk-baecker.aspx>

Bereits im Jahre 1991 veröffentlichte der Systemtheoretiker Dirk Baecker sein Werk „Womit handeln Banken?“. Darin beschreibt er zunächst die modernen Kreditinstitute als selbstreferenzielle Systeme, gibt sodann einen prägnanten Überblick über die Entwicklung des Bankgeschäfts seit den 1930er-Jahren, um sich schließlich der Risikoverarbeitung der Banken zuzuwenden, welcher er als Triade aus Risikostrukturen, Risikoinstrumenten und Risikomanagement betrachtet. An allen drei Fronten verfeinerten und vervollständigten sie im Laufe der Jahre ihre Strukturen und Methoden - doch auch der größten Raffinesse zum Trotz unterliegen sie in ihrer Risikowahrnehmung weiterhin einem „blinden Fleck“, so Becker, was ihr Geschäft, den Handel mit Zahlungsverprechen, zu einer recht unsicheren Angelegenheit macht. Letztes Jahr erschien das Buch in einer inhaltlich unveränderten Neuauflage, und trotz der offensichtlichen Schwächen - die Nichtberücksichtigung des zwischenzeitlichen Wandels der Finanzmärkte und der dramatischen Veränderungen des Kreditgeschäfts unter dem Stichwort „Verbriefungen“ - ist es noch immer von bemerkenswerter Aktualität. „Noch die sicherste Bank ist ein unsicheres Geschäft“, resummiert Baecker - eine Erkenntnis, die anno 2009 zu einem Hunderte von Milliarden teuren Allgemeinplatz geworden ist. Ich habe mich kürzlich mit Dirk Baecker unterhalten - über sein Buch, seine generelle Sicht der Krise und kommende Projekte:

Herr Professor Baecker, in einem Beitrag für die Zürcher Zeitung haben Sie unlängst geschrieben, dass wir es bei der Bankenkrise mit einem „Liquiditätspoker um die dominierende Rolle in der Weltwirtschaft“ zu tun hätten, der für alle Beteiligten viel zu verlockende Gewinnmöglichkeiten geboten habe, um es ihnen zu erlauben, sich nicht daran zu beteiligen. Können Sie diesen Gedanken etwas näher ausführen?

Baecker: *Was ich meine, ist inzwischen hinlänglich bekannt. Die Ausweitung der Geldmenge durch die amerikanische Notenbank nach 2001 versorgte die Wirtschaft mit einem Geldüberhang, der nach Anlagemöglichkeiten suchte. Neu gegenüber früheren Krisen war nur, dass die Verbriefung der Kredite es jetzt ermöglichte, den Geldüberhang gleichsam gleich zweimal an leichtgläubige Kreditnehmer und an leichtgläubige Wertpapierkäufer loszuwerden, an den amerikanischen Hypothekenmarkt und an den internationalen Geldanlagemarkt. Die politi-*

sche Konkurrenz der Amerikaner um die Initiative in der Weltwirtschaft fand mit Prämien gelockte Kredit- und Wertpapieranlageverkäufer, die das leichte Geld unter die Leute brachten und darauf setzten, dass sie selbst nicht zu lange auf riskanten Papieren sitzen blieben.

Was bedeuten in diesem Zusammenhang die Begriffe „Nullintelligenz“ und „Nullsummenkonstanz“?

Baecker: Das habe ich in einem Artikel für die tageszeitung ausführlich erläutert. Nullintelligenz, das heißt mangelnde Lernfähigkeit, ist eine Bedingung, die zwei Ökonomen, Dhananjay K. Gode und Shyam Sunder, in Simulationsstudien als Voraussetzung für die Möglichkeit eines effizienten Marktes nachweisen konnten. Das heißt umgekehrt, dass immer dann, wenn auf den Märkten intelligente Händler auftauchen, die über Informationen verfügen, über die andere nicht verfügen, Ungleichgewichte möglich sind. Und die Nullsummenkonstanzprämisse haben die beiden Soziologen Talcott Parsons und Niklas Luhmann als Grundregel des ökonomischen Spiels beschrieben: Wirtschaft funktioniert nur, wenn man annehmen kann, dass das Geld, das Person A an Person B für eine Leistung zahlt, anschließend Person A fehlt und Person B zur Verfügung steht. Wenn die Nullsummenkonstanzprämisse verletzt wird, kann eine bestimmte Geldsumme wie ein Partikel in der Quantenmechanik gleichzeitig mehreren Akteuren zur Verfügung stehen. Das jedoch lässt sich dann sehr bald nicht mehr rechnen. Daran nun wiederum ist die Pointe, dass die staatliche oder staatlich beeinflusste Notenbank die Geldmenge insgesamt über ihre Geldschöpfungshoheit variieren kann, sodass für sie als den einzigen an der Wirtschaft beteiligten Akteur die Nullsummenkonstanzprämisse nicht gilt. Es kommt zu Störungen, wenn die strikte Trennung zwischen dem Glauben an die Nullsummenkonstanz unter den Akteuren innerhalb der Wirtschaft einerseits und der Variation der Geldmenge durch die Notenbank andererseits aufgehoben ist.

Kommen wir kurz auf die Banken selbst zu sprechen: In Ihrem Buch „Womit handeln Banken?“ untersuchen Sie die Risikoverarbeitung im Kreditwesen und kommen zum Schluss, dass auch „die sicherste Bank noch ein unsicheres Geschäft“ sei. Warum?

Baecker: Jede Geldeinlage und jeder Kredit hat es mit Zahlungsverprechen und damit mit einer unbekanntem Zukunft zu tun. Man kann weder sicher sein, dass eine Bank die ihr anvertrauten Einlagen wieder auszahlen kann noch dass ein Kreditnehmer in der Lage ist, seinen Kredit zurückzuzahlen. Der zitierte Satz betont das Risiko für die Seite der einer Bank anvertrauten Gelder.

In Ihrem Buch schreiben Sie sinngemäß, dass das Geschäft der Banken darin bestehe, aktiv den Markt nach beherrschbaren Risiken abzusuchen und dafür mittels Risikoinstrumenten profitable Lösungen zu finden. Problematisch sei das aber insoweit, als sie dabei nach der Unterscheidung "Risiko/Sicherheit" sondieren, weshalb sie sich allzu oft auf der "sicheren Seite" wähnten. Stattdessen müssten sie ihre Risikostrategien nach der Unterscheidung "Risiko/Gefahr" ausrichten - was für mich paradox klingt. Könnten Sie etwas näher erläutern, was Sie damit meinen?

Baecker: Ich greife damit eine Empfehlung von Niklas Luhmann auf, die er Ende der 1980er Jahre auf dem Höhepunkt einer unter dem Namen "Risikosoziologie" laufenden Theoriewelle formuliert hat. Man hatte entdeckt, dass anspruchsvolle soziale Verhältnisse, also Liebesverhältnisse, Parteiprogramme, Bildungswege, Investitionsprojekte und eben auch Kreditgeschäfte nicht etwa dann funktionieren, wenn alle Beteiligten nach einer Sicherheit streben, die unter Bedingungen der Komplexität nicht mehr zu haben ist, sondern nur dann, wenn alle Beteiligten sich bemühen, ihr eigenes Risiko zu bestimmen, darüber zu reden und es zu beherrschen. Der andere wird für mich verlässlich, wenn ich sein Risiko kenne und wenn ich sehe, dass dieses Risiko für ihn weder zu groß ist - dann wird er zum Hasardeur - noch zu klein - dann ist ihm gleichgültig, worauf er sich mit mir einlässt. Ich habe diesen Gedanken in dem kleinen Buch über Banken unter dem Begriff der "Risikostruktur" etwas ausführlicher entwickelt. Er beruht jedoch auf Luhmanns Plädoyer für einen Abschied von der Unterscheidung zwischen Risiko und Sicherheit zugunsten der Unterscheidung zwischen Risiko und Gefahr. In der Unterscheidung von Risiko und Sicherheit ist "Risiko" nolens volens der negative und "Sicherheit" der positive Terminus. Dann muss man Risiken vermeiden, um Sicherheit zu erreichen. Und damit wird man von seiner eigenen Semantik in die Irre geführt, denn es bleibt ja dabei, dass man mit Risiken Geschäfte macht und mit deren Strukturierung (Bündelung, Trennung und Verteilung) den Erfolg seiner Geschäfte sichert. Unterscheidet man zwischen Risiko und Gefahr, wird "Gefahr" der negative und "Risiko" der positive Terminus und man ist auch sprachlich auf der Höhe dessen, was man praktisch tut. Das ist der Grundgedanke. Luhmann ergänzte ihn dann noch dadurch, dass er festhielt, dass Risiken die Ergebnisse eigener Entscheidungen sind - keine Entscheidung, kein Risiko beziehungsweise nur das Risiko der Nichtentscheidung -, während Gefahren unbeeinflussbar so oder so eintreten.

Zudem äußerten Sie in Ihrem Buch die Ansicht, dass unter Risikogesichtspunkten alle wettbewerbspolitischen Maßnahmen, die auf eine Effizienzsteigerung und Deregulierung des Bankensystems hinausliefen, am überzeugendsten seien. Das war 1991 - hat Sie der zwischenzeitliche Verlauf der Geschichte widerlegt?

Baecker: *Nein, dabei bleibt es; das gehört zum kleinen Einmaleins jeder Wirtschaftstheorie und sollte man nicht schon deshalb gering schätzen, weil es sich so neoliberal anhört. Wenn man Banken aus der Notwendigkeit, miteinander zu konkurrieren, herausnimmt, gehen sie Risiken ein, die sich für das gesamte System als Gefahren herausstellen, andernfalls nicht.*

In der Systemtheorie gibt es den Begriff der „konditionierten Koproduktion“, bei der die Beobachtung den Beobachter formt und umgekehrt. Sie selbst sprachen in diesem Zusammenhang von einer „Logik der Kontamination“, die einer „Logik der sauberen, linearen und kategorialen Ordnung“ vorzuziehen sei. Waren Banker, Aufsichtsorgane und Politik zu sehr einer solchen „sauberen“ Logik verfallen, und wurden damit quasi „Teil des Problems“?

Baecker: *Das kann man so vermutlich nicht sagen. Es gab allerorten hinreichend viele Informationen über die konkreten und die systemischen Risiken, die sich aufbauten. Das Problem entstand dadurch, dass es offenbar nicht attraktiv war, diese Informationen ernst zu nehmen und ihnen entsprechend zu handeln. Man konnte mit Gutgläubigkeit zu lange zu viel Geld verdienen.*

Etwas, das Sie in "Womit handeln Banken?" absolut zutreffend vorweggenommen haben, ist die Bedeutung der Ratingagenturen für das Risikomanagement der Banken. Wörtlich schrieben Sie: "Die Bank kann ihre Kreditentscheidungen dann im Endeffekt auf Investitionsentscheidungen in Kredite reduzieren, deren Bonität ihr von der Rating-Agentur mitgeteilt wird." In diesem Satz klingt eine gewisse passive Haltung der Banken schon an - hat es Sie überrascht, wie sehr er sich schließlich bewahrheiten sollte?

Baecker: *Nein, doch was man inzwischen wesentlich schärfer beobachtet als vor 15 Jahren sind die incentives und disincentives für die Ratingagenturen, ihrer möglichen Aufgabe auch nachzukommen. Sobald Ratingagenturen ein Interesse daran haben, Risikoeinschätzungen abzugeben, die es ihnen ermöglichen, selber im Geschäft zu bleiben, bekommt das ganze Spiel eine Schiefelage, die mehr Schaden als Nutzen anrichtet, weil man es unter Umständen zu spät durchschaut. Meine Markttheorie der Wirtschaft beruht ja wesentlich auf der Idee der Beobachtung zweiter Ordnung: Die einen beobachten die anderen auf das hin, was sie möglicherweise selber nicht sehen können - und machen durch eigene Geschäftsentscheidungen publik, also wiederum beobachtbar, was sie gesehen haben. Das funktioniert aber nur, wenn die Beobachterperspektiven garantiert verschiedene sind. Schauen alle in die gleiche Richtung, sehen auch alle nur dasselbe. Dann können blinde Flecken nicht korrigiert werden.*

Ein Zitat von Ihnen lautet: „Die Krise, das ist auch die Stunde des freien Willens. Eine Krisenkultur ist eine Kultur, die die Möglichkeit des freien Willens vorsichtig, fast demütig, umkreist.“ - was meinen Sie damit genau?

Baecker: *In einer Krise werden jene Umstände einer Situation auffällig, die man nicht unter Kontrolle hat. Das zwingt zur Einsicht in einen freien Willen, der, wie Giambattista Vico so schön gesagt hat, zwar frei, aber auch schwach ist.*

Eines der ersten Werke, dass ich von Luhmann las - und das mein Interesse an der Systemtheorie erst so richtig entfachte - war „Realität der Massenmedien“. Darin thematisiert Ihr Doktorvater die rasant zunehmende Temporalisierung der Gesellschaft, insbesondere seit Aufkommen der elektronischen und der Online-Medien. Was denken Sie: Ist unsere Zeit schnelllebiger geworden, als wir verkraften? Stürzen wir gewissermaßen ständig von einer „statistischen Normaldepression“ in die nächste?

Baecker: *Dieser Eindruck ist seinerseits ja circa 2000 Jahre alt, wurde also bereits mit dem Auftauchen der alphabetischen Schrift und der Möglichkeit der Entlastung des so genannten lebendigen Gedächtnisses, des eigenen Kopfes, formuliert. Vermutlich gibt es die ersten Befürchtungen einer zu großen Beschleunigung der Verhältnisse sogar, seit die Menschen sprechen gelernt haben und ein Wort schneller aussprechen als die entsprechende Sache, die es möglicherweise bezeichnet, machen zu können.*

Schon klar, Gesellschaften mit Schrift sind "katastrophal" anders, das hatte ich wohl verstanden. Aber vor 2000 Jahren - und auch vor 200 Jahren - war die Gegenwart noch kein bloßer "Umschlagspunkt" zwischen Vergangenheit und Zukunft; sondern sie wurde als solches erlebt und verlieh der Gesellschaft damit eine gewisse Statik. Oder täusche ich mich da?

Baecker: *Das ist richtig. In der Antike unterschied man zwischen (göttlicher) Ewigkeit und (irdischer) Flüchtigkeit. Ich bin mir nicht sicher, ob das für unsere Gemüter nicht entweder zu unbewegt wäre, wenn man auf Ewigkeit schaut, oder zu stressig, wenn man auf die Flüchtigkeit schaut. Damals half ja nur der Gedanken an die vanitas, die Vergeblichkeit, um sich weder von der Flüchtigkeit ja noch zu schnell von der Ewigkeit trösten zu lassen. Die Moderne hat ihre Zeitsemantik auf die Unterscheidung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umgestellt, mit einem interessanten Akzent auf einer als flüchtig verstandenen Gegenwart, der eigentlich nur jene Meditationspraktiken gewachsen sind, die dann doch wieder auf Dauer umstellen. Die moderne Gesellschaft ist prinzipiell dynamisch, weil sie nur eine Gegenwart kennt, die in jedem Moment schon wieder vergangen ist. Dann denkt man an die nicht mehr*

zu verändernde (allerdings: umschreibbare) Vergangenheit und an die unbekannte (allerdings: über Prognosen immer wieder versuchsweise abgesicherte) Zukunft und entdeckt, dass nur noch Verlaufsmodelle wie die der Biografie, der Karriere, der Geschichte einen einigermaßen verlässlichen Halt geben. Krisen muss man in Kauf nehmen, um diese Verlaufsmodelle mit einem hinreichenden Ausmaß an Nichtlinearität, das heißt mit der Fähigkeit zur Verarbeitung von Überraschungen auszustatten.

Im November findet in Berlin die 3. „X-Organisationen“ statt, die „Biennale für Management und Beratung“. Können Sie kurz erklären, worum es bei dieser Veranstaltung geht, und welche Highlights den Besucher dieses Jahr erwarten?

Baecker: *Über die Highlights informiert man sich am besten auf der Website des Kongresses, www.x-organisationen.de. Grundsätzlich geht es uns in diesem Jahr um die Frage des intelligenten Umgangs mit Nichtwissen. Dass wir mit Nichtwissen umgehen können müssen, macht die Krise überaus deutlich. Doch wie macht man das, ohne in Paralyse zu verfallen. Meine Empfehlung lautet, sich an die Devise zu halten, die von dem Wirtschaftssoziologen Charles F. Sabel auf den Begriff des "studied trust" gebracht worden ist. Man schenke dort Vertrauen, wo es angebracht zu sein scheint, studiere aber laufend, ob es auch gerechtfertigt ist.*

Zum Abschluss: Die Systemtheorie besagt, dass sich die Wirtschaft nur dynamisch stabilisieren lässt, was natürlich in der Praxis die Instabilität des Systems zu einem Dauerproblem macht. Wenn Sie den Regierungen der Welt 3 Maßnahmen auftragen könnten, die aus systemtheoretischer Sicht zu einer stabilen wirtschaftlichen Entwicklung beitragen, welche wären das?

Baecker: *Entscheidend ist entsprechend der von Ihnen referierten Prämisse, dass die Politik sicherstellt, dass die Wirtschaft über ein hinreichend großes Reservoir an bewältigbaren Instabilitäten verfügt. Das sind erstens frei bewegliche Preise, zweitens auf eine sozialverträgliche Art und Weise einigermaßen bewegliche Löhne und drittens ein Wettbewerbsrecht, das sowohl den Kunden die Wahl zwischen den Anbietern als auch den Unternehmen den freien Zugang zu den Märkten sichert. Das wären drei Maßnahmen, die sicherstellen, dass die Wirtschaft den Anlass und die Möglichkeit hat, sich laufend mit neuen Informationen zu versorgen und auch entsprechend dieser neuen Informationen neue Entscheidungen zu treffen. Zu bedenken ist dabei, dass die Instabilität beziehungsweise dynamische Stabilisierung der Wirtschaft kein Selbstzweck ist, sondern sicherstellt, dass ein komplexer Apparat an Investition, Produktion und Konsum sich laufend an die wechselnden Konstellationen einer komplexen*

Gesellschaft anpassen kann. Umgekehrt bedeutet dies, dass jede Stabilität eine Gefahr darstellt, weil sie den Anpassungsdruck aus dem System herausnimmt.

Herr Professor Baecker, ich bedanke mich für das Gespräch.

Veröffentlicht 24. Juni 2009, 16:45 von Thomas Strobl

Der Spekulant ist ein Anarchist: Demokratie in der Finanzmarktkrise

Frankfurter Rundschau, 19. Mai 2010

In der Finanzmarktkrise 2008 wurden gewaltige Rettungsschirme genutzt. Danach war viel vom Primat der Politik die Rede, das gegenüber der Verantwortungslosigkeit der Banken und des Finanzsystems zum Zuge kommen sollte. War dieses Primat eine politische Illusion?

Ganz im Gegenteil. Dass man im Zuge der Deregulierung der vergangenen Jahre glauben konnte, auf dieses Primat zu verzichten, war eine Illusion. Bei der Verfügung über Steuergelder, Geldpolitik und Rechtsvorschriften hat die Politik ein Primat, das ihr niemand nehmen kann. In Sachen Knappheitskalkül, Investitionsrechnung und Spekulation hat die Wirtschaft das Primat. Auch hier kann ihr das niemand nehmen, wie man nicht zuletzt in Zeiten der globalen Gesellschaft immer wieder feststellt.

Die Finanzkrise hat in großem Umfang die Frage aufgeworfen, welche Wetten auf ein künftiges Kapital von wem gehalten werden können. Wenn man feststellt, dass nur noch der Zugriff der Staaten auf Zwangszahlungen der Steuerzahler im Interesse aller eine gewisse Stabilität garantieren kann, muss dieser Zugriff gewagt werden. Davon zu unterscheiden sind die Fragen, mit welchen Instrumenten man das tut, welche Fristen man für die Hilfsmaßnahmen zieht und wer an der Finanzierung der Kosten beteiligt wird.

Aus fast allen politischen Lagern erklingt nun die Forderung, die Finanzmärkte stärker zu regulieren und kontrollieren. Ist diese allgemeine Lafontainisierung nicht auch sehr populistisch?

Nein, ich denke, es handelt sich um die bei allen Maßnahmen der Politik erforderliche politische Diskussion über Umfang und Folgen dieser Maßnahmen. In der Wirtschaft kann man ja oft fatalerweise so tun, als würde sich der reine Sachzwang durchsetzen. In der Politik ist diese Augenwischerei unmöglich. Hier müssen Entscheidungen überlegt, diskutiert und gerechtfertigt werden.

Kann es eine wirkungsvolle politische Intervention denn geben?

Die Politik verfügt mit ihrer Verfügung über Steuergelder und Gesetzgebungsinstrumente über denkbar starke Instrumente der Intervention. Die Frage ist nur, ob sie die nötige Macht mobilisieren kann, diese auch einzusetzen. Und hier ist sie nach außen beschränkt, da sie im Wettbewerb mit anderen Ländern um den Einsatz und die Entwicklung von Ressourcen steht. Und sie ist nach innen beschränkt, da auch die Bürger eines Landes in diesem Wettbewerb stehen.

Die Politik kann daher weder der Industrie in ihrem Land erlauben, was andere nicht sofort auch ihren Industrien erlauben, noch kann sie ihren Bürgern verbieten, was die nicht dann woanders zu tun versuchen können. Wenn man sich diese beiden hier arg verkürzt dargestellten Restriktionen anschaut, ist klar, was die Politik wirklich durchsetzen kann: Sie kann diejenigen zur Kasse bitten, die keine Alternative haben. Aber auch das ist nicht wirklich eine gute Idee, weil es das Klima im Lande, die Beweglichkeit und Geistesgegenwart der Bürger abwürgt.

Auf die Selbstregulierungskraft des Markts setzt scheinbar kaum noch jemand. Darf man die Idee des Marktes einfach aufgeben?

Man darf diese Idee nicht aufgeben, und man kann sie nicht aufgeben. Kein Ökonom der Welt hat je behauptet, dass die Selbstregulierungskräfte des Marktes Vollbeschäftigung, Wohlstand für alle und einen unterhaltsamen Feierabend gleichermaßen garantieren können. Die Wirtschaftstheorie sagt nur, dass der Markt im Allgemeinen wie die vielen Märkte im Besonderen die Fähigkeit haben, Störungen aufzufangen. Niemand sagt, dass das Gleichgewicht, das sich daraufhin einstellt, nicht unter Umständen eines mit hoher Arbeitslosigkeit, unterausgenutzten Ressourcen und gestresstem Sozialklima ist. Gerade deshalb ist es ja wichtig, den Staat als jenen potenten Wirtschaftsakteur zur Kenntnis zu nehmen, der als Investor, Konsument und Arbeitgeber seinerseits eine große Rolle auf sehr vielen Märkten spielt, die er sehr unterschiedlich wahrnehmen kann.

"Wir zahlen nicht für Eure Krise", lautete 2008 ein Demo-Slogan. Damit war nicht zuletzt eine Ausstiegphantasie verbunden, die die Abschaffung des Kapitalismus ins Auge fasst. Sind Begriffe wie Systemversagen und Überwindung des Kapitalismus überhaupt in der Lage, die gegenwärtige Lage zu beschreiben?

Das System hat ja nicht versagt. Es hat ganz im Gegenteil den Weg der Krise gefunden, um aus einer Fehlentwicklung gigantischen Ausmaßes, nämlich dem Glauben an eine Wachstumsökonomie ohne jeden Rückschlag, auszusteigen und auf die Illusionen hinzuweisen, die

diesem Glauben zugrunde lagen. Die Krise hat offen gelegt, dass die amerikanische Notenbank ohne Rückhalt in der Realwirtschaft Liquidität ohne Ende in den Markt gepumpt hat. Und sie hat offen gelegt, dass die Banken der Wall Street raffiniert genug aufgestellt sind, um auch noch mit Illusionen Geschäfte zu machen, und koste es die Selbstbefriedigung mit unerhörten Boni und geschmacklosen Gewinnen. Das System hat perfekt funktioniert. Und es hat bewiesen, dass wir es nach wie vor mit einem Kapitalismus zu tun haben, der selbstverständlich Zukunftswetten abschließt. Aber diese Wetten lassen sich ohne den Rest der Gesellschaft nicht einlösen. Dann lösen sich die Buchgewinne wieder in Luft auf. Überwänden wir den Kapitalismus, hätten wir keinen Korrekturmechanismus mehr.

Mit dem Spekulanten hat man einen Akteur ausgemacht, dem nun die größten Übel zugeschrieben werden. Was hat er getan?

Der Spekulant ist jemand, der gegen organisierte Interessen von Firmen, Staaten oder Fonds wettet, und das solange tut, wie er sich auf andere Spekulanten glaubt verlassen zu können, die dasselbe tun. Spekulanten sind die Anarchisten der Gegenwart, aber im Unterschied zu den Anarchisten des 19. Jahrhunderts haben sie mehr als ihr Leben zu verlieren. Und im Unterschied zu den Revolutionären des 20. Jahrhunderts, rechten wie linken, tragen sie ihre Wetten nicht auf dem Rücken anderer, sondern auf ihrem eigenen Rücken aus. Deshalb ist es ja so wichtig, sie die Folgen auch spüren zu lassen. Auf die crowd intelligence der Spekulation kann keine Gesellschaft der Gegenwart verzichten, auch wenn es schmerzhaft ist. Auf die Spekulanten zu verzichten, heißt, auf den Boten zu verzichten, der die schlechte Nachricht bringt.

Wer eine Wette eingeht weiß, dass er verlieren kann. Sind die Wetten gegen den Euro risikolos und jederzeit wiederholbar?

Wetten gegen den Euro sind genau so lange risikolos, wie die EU und die EZB Signale in den Markt setzen, dass sie bereit sind, zu jeder nur denkbaren Wette die Gegenposition einzunehmen. Das ist eine Einladung an Spekulanten, sich ihr Geld selbst zu drucken.

Soziale Systeme können nicht sterben, sagen Soziologen. Die Euro-Instabilität könnte aber gewaltige gesellschaftliche Erschütterungen zur Folge haben. Sind die Demokratien in Gefahr?

Die Demokratien, wie wir sie kennen, sind dann in Gefahr, wenn sich herumspricht, dass die Entscheidungen der Staaten politisch nicht auch irgendwann zur Wahl stehen. Im Moment

beobachtet man ja eher das Gegenteil. Ehrgeizige Nationalpolitiker mit durchaus unterschiedlichen Programmen tun alles dafür, mit und wegen ihrer politischen Initiativen auch vom Wähler gewürdigt zu werden - die Voraussetzung dafür, bei der nächsten Wahl unter Umständen für Entscheidungen, die für falsch gehalten werden, auch die Quittung zu bekommen. Gefährdet ist im Moment nur wieder einmal die Illusion, wir hätten die Dinge unter Kontrolle. Auch Marktwirtschaft und Demokratie sind relativ schwache Instrumente, um eine so komplexe Gesellschaft wie die Weltgesellschaft auf Kurs zu halten. Aber es sind die stärksten Instrumente, die wir haben, und die stärksten, die wir uns wünschen, wenn wir nur parallel darauf achten, dass Kunst und Wissenschaft, Kirchen und Universitäten andere Fragen im Blick behalten, die weder von der Wirtschaft noch von der Politik beantwortet werden können.

Interview: Harry Nutt

Wie in einer Krise die Gesellschaft funktioniert

SWR2 Essay, 13. September 2010, 22:05-23 Uhr, abgedruckt in:
Revue für postheroisches Management, Heft 7 (2010), S. 30-43

Schicksal, Wendepunkt und Gleichgewichtsstörung

Was ist eine Krise? Eine Krise ist ein Moment, in dem eine Entscheidung getroffen werden muss. "Krisis" nannten die Griechen jene endgültige und meist unwiderrufliche Entscheidung, nach der, einmal getroffen, das Schicksal seinen Lauf nehmen konnte. In einer Krise geht es um Erfolg oder Scheitern, Recht oder Unrecht, Tod oder Leben. Das heißt natürlich, dass man Krisen eher zu vermeiden hat. Wer trifft schon gerne eine unwiderrufliche Entscheidung? Nur Helden und solche, die es dann werden müssen, müssen solche Entscheidungen treffen. Alle anderen, klüger als sie, schauen ihnen dabei zu, wie sie entweder triumphieren oder untergehen. Meistens gehen sie unter, denn der Triumph ruft den Neid der Götter auf den Plan, die dann ihrerseits dem Schicksal eine neue Wendung geben.

Was ist eine Krise? Eine Krise ist die Vorbereitung auf einen Wendepunkt. In den ältesten Gesellschaften, den so genannten einfachen Gesellschaften oder Stammesgesellschaften wusste man, was an diesen Wendepunkten geschah. Es war, als würde man einen Schalter umlegen und aus dem einen Zustand der Gesellschaft in einen anderen schalten, zum Beispiels aus dem Friedenszustand in den Kriegszustand und umgekehrt, oder aus einer Gesellschaft im Winterlager auf eine Gesellschaft im Sommerlager. Beunruhigend war der Übergang, aber beruhigend war, dass man den anderen Zustand bereits kannte. Es war derselbe, den man schon so oft erlebt hatte. Im Rahmen der Wiederkehr des Selben konnte es keine neuen, noch unbekannt Zustände geben.

Marcel Mauss hat diesen Fall eines regelmäßigen Zustandswechsels der Gesellschaft für die Eskimogesellschaften Alaskas, Grönlands und Labradors beschrieben, die eine Sommergesellschaft und eine Wintergesellschaft kannten. Im Winter zogen die Familien zusammen in die Eishäuser, die Iglus, und versuchten dort, auf der Grundlage von Vorräten, deren Menge immer geringer und deren Qualität immer schlechter wurde, zu überleben. Am härtesten waren die Monate März bis Mai. Die Familien rückten eng zusammen und verwandelten sich in eine hoch erregte Gemeinschaft, in der alle alles mit allen teilten, und Magier den Ton angaben, die jede Verlängerung eines Sturms, jedes Ausbleiben des Jagdwilds, vor allem der Robben, als Strafe für die Verfehlung eines Stammesangehörigen interpretierten und durch ge-

meinsame Rituale zu sühnen versuchten. Mauss spricht von einem Paroxysmus dieser Gesellschaft, sich steigernden Erregungszuständen, die aus heutiger Sicht als Mechanismen einer kollektiven Bewältigung eines Krisenzustandes gedeutet würden, für die Eskimos selber jedoch als Phase einer intensiven und gelungenen Sozialität erlebt wurde. War der Winter vorbei, zog jede Familie für sich in ihre Sommerzelte, um Fische zu fangen. Gehörte im Winter allen alles, so unterschied man im Sommer streng nach individuellem Besitz. Wir würden aus heutiger Sicht von einem gelungenen und lebenswerten Zustand der Gesellschaft sprechen, von einer liberalen Individualordnung, doch die Eskimos erleben diesen Sommerzustand als Zustand einer verkümmerten und deprimierten Sozialität, als Krise ihrer Gesellschaft, arm an religiösen Ritualen und gleichsam nur die Vorbereitung darauf, im Winter wieder zusammenziehen zu können. Mauss versteht seine Beschreibung der beiden gesellschaftlichen Zustände und des jahreszeitenabhängigen Wechsels zwischen ihnen als einen Beitrag zu einer "soziale Morphologie", die wir heute als eine Studie darüber lesen können, wie es einer Gesellschaft gelingen kann, sich auf eine Krise einzustellen, die Krise zu überstehen und währenddessen ein Verständnis von sich selbst zu entwickeln, das die Krise nicht dort sieht, wo wir sie heute sehen würden, sondern dort, wo man sich in einem gesellschaftlichen Zustand befindet, in dem man mangels schützendem Kollektiv nicht in der Lage wäre, einen langen Winter zu überstehen.

Diese Einsicht können wir festhalten. Was für die einen eine Krise ist, muss es für die anderen noch lange nicht sein. Und wie und dass man eine Krise bewältigt, hängt nicht unbedingt davon ab, dass man den jeweiligen Krisenzustand auch als Krise erlebt. Das Gegenteil kann der Fall sein. Dann wird das Überstehen der Krise als Glückszustand erlebt und der Kater danach als die eigentliche Krise.

Was ist eine Krise? Mit einer dritten Antwort lassen wir sowohl die Antike als auch die Stammesgesellschaft hinter uns und wenden uns der modernen Gesellschaft zu. Hier bekommen wir es mit einer regelrechten Krisenwissenschaft zu tun, der politischen Ökonomie zunächst und dann den Wirtschaftswissenschaften, die von einer Krise sprechen, wenn Arbeits-, Güter- und Kapitalmärkte im Ungleichgewicht sind. Entweder werden Arbeit, Güter und Kapital nicht in dem Maße nachgefragt, wie sie vorhanden sind, dann drängen ungenutzte Ressourcen auf eine Verwendung, die es nicht gibt, oder es werden mehr Arbeit, mehr Güter und mehr Kapital nachgefragt, als vorhanden sind, dann entstehen Mangelsituationen. Beide Ungleichgewichte führen zu Krisen, da im Fall des Angebotsüberschusses bereits geleistete Produktivität frustriert wird und im Fall des Nachfrageüberschusses Produktionspläne, Konsumwünsche und Investitionsabsichten unbefriedigt bleiben. Die Krise ist hier identisch mit dem Auftreten eines Ungleichgewichts, das heißt identisch mit der Störung eines Gleichgewichts,

von dem klassische Ökonomen glauben, dass es sich von alleine wieder herstellen wird, wenn man nur allen auftretenden Kräften ihren Spielraum lässt.

Vielleicht schaut man hierbei jedoch zu schnell auf den Zustand eines wiederhergestellten Gleichgewichts und achtet zu wenig darauf, was diesen Kräften einfällt, die innerhalb einer Krise darauf drängen, sie zu überwinden. Immerhin müssen jetzt reihenweise Entscheidungen getroffen werden, die entweder dort eine Nachfrage schaffen, wo im Moment keine ist, oder dort ein Angebot aufbieten, wo im Moment keines zu finden ist. Wer sagt denn, dass die je aktuellen Arbeits-, Güter- und Kapitalmärkte für diesen Ausgleich irgendeinen Spielraum haben? John Maynard Keynes war nicht der einzige Ökonom, der den klassischen Gleichgewichtsökonom vorwarf, sie würden die Trägheitskräfte einmal gefundener Ungleichgewichte unterschätzen. Woher sollen die Arbeitsplätze kommen, wenn keine Güternachfrage auftritt, die bedient werden kann, und daher auch kein Investor gefunden werden kann, der bereit ist, Kapital bereitzustellen? Und wie soll das Kapital verwendet werden, das auf einen Markt drängt, auf dem alle Produktivitätsreserven bereits ausgeschöpft sind und niemand mit neuen Produktideen aufwartet, auf deren Erfolg man spekulieren könnte?

Krisen sind jetzt schon deshalb Krisen, weil man nicht weiß, wie man herauskommt und unter Umständen Entscheidungen trifft, die keine nachhaltige Abhilfe schaffen, sondern die Lage eher noch verschlimmern. Je mehr Gewicht hinter solche Entscheidungen gelegt werden kann, etwa weil der Staat mit seiner unvergleichlichen Wirtschaftskraft als Arbeitgeber, Konsument und Schuldner sie unterstützt oder sogar zu seinen eigenen Entscheidungen macht, desto hartnäckiger können die Ungleichgewichte werden, wenn sie Wetten auf eine Entwicklung enthalten, die nicht eintritt.

Wusste man in der Stammesgesellschaft, dass nach der Krise die Ruhe des jeweils anderen gesellschaftlichen Zustandes wartete, so turbulent möglicherweise auch der Übergang sein würde, und wusste man in der antiken Gesellschaft, dass gegen den Lauf des Schicksals und gegen die Launen der Götter sowieso kein Kraut gewachsen ist, so dass die Menschen nur die Wahl hatten, leidenschaftlich zu Helden zu werden oder sich klug dem Alltag zuzuwenden, so enthalten die Krisen der modernen Gesellschaft eine ganz andere Moral. In der modernen Gesellschaft muss man sowohl den Krisenzustand als auch den möglichen Ausweg aus der Krise eigenen Entscheidungen, eigenen Verantwortungen zurechnen, deren Reichweite zugleich kaum noch überblickt wird. Gab es in der Stammesgesellschaft nur die Verfehlung, die gesühnt werden musste und in der Antike nur die Entscheidung, die sich so oder so nur in ein bereits beschlossenes Schicksal einfädeln konnte, so hat man es in der Moderne mit einer unklaren Gegenwart, einer unbekanntem Zukunft und mit einer Vergangenheit zu tun, deren Lehren, da aus jeweils anderen Situationen stammend, nur begrenzt zu gebrauchen sind. Und

mittendrin stehen wir und sollen unsere Entscheidungen treffen, für die wir verantwortlich gemacht werden, obwohl jeder weiß, dass wir für ihre Voraussetzungen und für ihre Folgen nur in einem sehr begrenzten Umfang verantwortlich sein können.

Eine Krise ist in der modernen Gesellschaft das Signal, dass wir nicht mehr weiter wissen. Wir gestehen unsere Mitschuld ein. Ohne unsere eigenen Fehlentscheidungen gäbe es die Krise nicht. Zugleich jedoch verweisen wir auf eine Dynamik im Zeitablauf, eine Komplexität in der Sache und eine Diversität in der sozialen Einschätzung, die unseren Verständnishorizont allesamt überschreiten, obwohl sie eine Welt beschreiben, in der wir die wichtigsten, wenn nicht die einzigen Akteure sind. Wir überfordern uns selbst. Die moderne Gesellschaft ist jene Gesellschaft, die einen Normalzustand kennt, in dem der Mensch das seiner selbst und seiner Welt mächtige Subjekt ist, und einen Krisenzustand, in dem der Mensch entdeckt, dass er mit sich etwas anstellt, was er selbst nicht versteht. Oder versteht er es doch, versteht er es nur allzu gut?

Soziologie der Risikogesellschaft

Immerhin gibt es eine Soziologie der Risikogesellschaft, die in den 1980er Jahren ausgearbeitet worden ist und Einsichten zur Verfügung gestellt hat, die über ein allgemeines Lamentieren über Dynamik, Komplexität und Diversität hinausgehen. Mary Douglas hat uns beigebracht, darauf zu achten, wie eine Gesellschaft mit Überraschungen umgeht. Begrüßt sie sie als Gelegenheit zu unternehmerischer Initiative, wie dies für die so genannte westliche Welt der Fall ist? Gilt jede Überraschung als die Gefährdung einer höchst prekären natürlichen Balance, so dass auf Erden alles zu unterlassen ist, was aus dem Gewohnten herausführt? Das wäre etwa die Haltung fundamentalistischer Ökologen. Glaubt man es mit einer Welt zu tun zu haben, die in sich und aus welchen Gründen auch immer robust genug ist, um ihr Entscheidungen aller Art zuzumuten, immer in der Annahme, dass sie sie aushalten wird? Das ist Haltung derer, die an hierarchische Ordnungen glauben, denen es innerhalb bestimmter Grenzen gelingt, Stabilität zu garantieren. Oder, viertens und letztens, glaubt man, es mit einer kapriziösen, also ihrerseits launischen Natur zu tun zu haben, die so oder so tut, was sie will, so dass es auf das menschliche Handeln nicht ankommt? Das wäre die Haltung der so genannten Fatalisten.

Interessant ist an dieser Typologie, dass sie durchaus zwischen ganzen Gesellschaften unterscheidet, also etwa die westliche Marktwirtschaft von einer östlichen Planwirtschaft oder naturnah lebende Gesellschaften, wenn es die je gab, von den sprichwörtlich jeden Willen Allahs hinnehmenden Beduinengesellschaften unterscheidet und in diesem Sinne eine Typo-

logie von Kulturen des Umgangs mit Überraschungen verschiedener Gesellschaften anbietet. Aber darüber hinaus hat man auch den Eindruck, dass sich diese vier Haltungen einer unternehmerischen, einer ökologischen, einer hierarchischen und einer fatalistischen Einstellung zu Überraschungen aller Art auch mitten in der modernen Gesellschaft unterscheiden lassen und dass es wichtig sein könnte, zu wissen, wie sie sich zu einer Krise jeweils verhalten. Denn für die einen ist die Krise der erste Schritt zum Untergang des Systems, für die anderen eine Gelegenheit, mit Angeboten Geschäfte zu machen, die vor bestimmten Folgen der Krise schützen, für die dritten eine Gelegenheit, endlich Maßnahmen der Wiedereinführung einer Ordnung durchzuführen, die man schon lange in den Schubladen hat und die dazu führen, wieder eine Position in der Welt zu gewinnen, und für die vierten ist die Krise nur der Beweis, dass sowieso alles egal ist.

Schon diese vier Haltungen und ihre Differenz – und es gibt sicherlich noch weitere denkbare Haltungen – reichen aus, um zu beschreiben, dass sich die moderne Gesellschaft zu einer Krise nicht einheitlich, sondern differenziert verhält. Nicht einmal dann, wenn wir morgens bei der Zeitungslektüre, tagsüber beim Abrufen der Onlinenachrichten und abends beim Anschauen der Fernsehnachrichten alle auf dieselben Ereignisse schauen, hoch integriert wie die moderne Gesellschaft ist durch die Massenmedien, mit denen wir uns laufend im Raum unserer Redundanz bewegen, nicht einmal dann schauen wir alle in dieselbe Richtung und erwarten alle dieselben Ereignisse. Aber es ist auch nicht so, dass sich jeder ganz unabhängig vom anderen seinen eigenen Reim auf die Dinge machen würde. Sondern wir schwingen im Takt einiger weniger Melodien, die uns diktieren, was wir denken, welche Informationen wir dazu zur Kenntnis nehmen, mit welchen Meinungen wir uns die nicht passenden Informationen vom Leibe halten und wie wir uns jeweils diejenige Interpretation der Ereignisse erarbeiten, mit denen wir uns unteren unseren Mitmenschen blicken lassen können, sie ein klein wenig überraschend, aber doch auch nach Bestätigung suchend und Bestätigung liefernd.

Was ist eine Krise? Eine Krise ist die Drohung, dass alle in dieselbe Richtung schauen. Geschieht das nicht, kann man damit rechnen, dass es bereits zu ersten Entwicklungen kommt, die aus der Krise auch wieder herausführen.

Diese Einsicht enthält jedoch noch eine ganz andere wichtige Konsequenz. Eine Krise ist der Zustand einer Gesellschaft, in der bestimmte Dinge nicht mehr, andere dafür jedoch noch sehr gut funktionieren. Zum Beispiel war es im Herbst 2007 verblüffend, wie schnell es den Massenmedien gelang, durchaus differenzierte Beschreibungen und Erklärungen des Ausbruchs der Finanzkrise nach dem Zusammenbruch des Bankhauses Lehmann Brothers & Co. zu liefern. Wer auch immer durch die Finanzkrise in eine Krise geriet, die Massenmedien waren es zunächst einmal nicht, so sehr sie dann auch unter dem Ausfall von Werbeeinnah-

men zu leiden hatten. Qualitätszeitungen wie die New York Times nutzten ihre Onlineseiten und deren Möglichkeit, Leserkommentare einzuladen, dazu, in Windeseile Zuschriften etwa von Risikomanagern großer und kleiner Bankhäuser einzusammeln, die sehr genau beschrieben, wie es so weit kommen konnte. Auch die Politik befand sich in keiner Krise. Ganz im Gegenteil, sie begrüßte den Handlungsdruck, weil man jetzt entweder zeigen konnte, wie schnell man kluge Entscheidungen treffen konnte oder wie klug man abzuwarten und keine Entscheidungen zu treffen in der Lage war. Besorgte Mienen zu gefährlichen Zuständen der Gesellschaft bedeuten nicht, dass man überfordert ist. Im Gegenteil, man war ganz bei sich und machte sich nur Sorgen, die falschen Entscheidungen zu treffen und dafür vom Wähler irgendwann die Quittung ausgestellt zu bekommen. Doch diese Sorgen macht man sich immer; sie sind zentraler Bestandteil der Politik.

Was ist eine Krise? Eine Krise ist ein Hinweis darauf, dass andere Teile der Gesellschaft funktionieren. Mehr noch: Eine Krise ist ein Hinweis darauf, dass die Gesellschaft insgesamt funktioniert, denn sie nimmt zur Kenntnis, dass sie in einer Krise ist, und sie reagiert auf die Krise. Das heißt nicht, dass sie – und wer soll das sein? – sofort oder auch nur langfristig das Richtige tut. Aber es heißt, dass die Gesellschaft das tut, was sie am besten tut, nämlich ihre eigenen Zustände zu beobachten, zu kommentieren und schon im nächsten Schritt in eine gewisse Vielzahl von Meinungen auseinander zu fallen, was man jetzt tun könne, wann man es tun solle und wer es am besten tue.

Vorsicht vor zu raschem Lernen!

Eine andere wichtige Einsicht der Soziologie der Risikogesellschaft der 1980er Jahre war die von Ulrich Beck in seinen Büchern "Risikogesellschaft" und "Gegengifte" aus der Fülle der Organisationsforschung gezogene Erkenntnis, dass Organisationen Einrichtungen organisierter Unverantwortlichkeit sind. Das war natürlich essayistisch überspitzt formuliert, da Organisationen zunächst einmal hoch raffinierte Einrichtungen sind, die nichts Wichtigeres zu tun haben, als darauf zu achten, wer mit welchen Folgen welche Entscheidungen trifft und dafür welche Art von Verantwortung trägt. Das läuft jedoch, und das ist Teil der Pointe, auf dasselbe hinaus, da im Endergebnis jede Organisation, die etwas zu entscheiden hat – und Organisationen müssen laufend etwas entscheiden –, Mittel und Wege, so genannte Routinen, finden muss, um an jeder einzelnen Entscheidung so viele Manager und Mitarbeiter zu beteiligen, dass die Entscheidung gerechtfertigt werden kann und zugleich innerhalb der Organisation nicht nur einer für sie verantwortlich ist. Ein Taschenspielertrick? Ja, vielleicht. Vor allem jedoch eine gelungene Form der Organisation verteilter Intelligenz, die man auch dann wür-

digen muss, wenn es "nur" (in Anführungsstrichen) um die Produktion von Autos, Maschinen, Kreditverträgen, Versicherungsabschlüssen, behördlichen Verordnungen, Schulzeugnissen, Geschäftsführergehältern, Regieverträgen und Auslandsentsendungen, also um den ganz normalen Alltag von Organisationen in Wirtschaft, Politik, Kunst und Erziehung geht. Verteilte Intelligenz heißt jedoch auch, dass niemand den Überblick hat außer jenen, die dafür bezahlt werden, so zu tun, als hätten sie ihn, und es heißt, dass niemand eine Chance hat, so zu intervenieren, dass von einer Intervention das Schicksal der gesamten Organisation abhängt.

Beides zusammen ist die Voraussetzung dafür, dass das von Ulrich Beck beschriebene Phänomen der organisierten Unverantwortlichkeit auftritt. Denn unter den Bedingungen verteilter Intelligenz kommt es regelmäßig dazu, dass Organisationen sich mehr oder minder glücklich in einer gerade gefundenen Nische einrichten und ihre eigene Form der Arbeitsteilung, das heißt der Kleinformatierung von Entscheidungen, und der Hierarchie, das heißt der Entmutigung allzu kritischer Nachfragen, dazu nutzen, ihre Entscheidungsabläufe so einzurichten, dass sie routiniert, also effizient und effektiv durchgeführt werden können. Ohne die Aufforderung von Risikomanagern großer Wall-Street-Banken im Sommer 2007 an ihre Sachbearbeiter, zur Einschätzung der aktuellen Risikoposition im Markt nicht die letzten fünf Monate, sondern eher die letzten fünf Jahre als Vergleichsmaßstab heranzuziehen, eine Entscheidung durchaus innerhalb eines verantwortungsvollen Spielraums des Zugriffs auf statistische Daten, wäre nicht der Eindruck entstanden, es nach wie vor mit einer Entwicklung der wirtschaftlichen Daten im Bereich der Normalverteilung zu tun zu haben. Hätte man einen kürzeren Vergleichsmaßstab herangezogen, wäre man nicht umhin gekommen, die Möglichkeit der Entstehung eines Bubbles, einer Blase beachtlichen Ausmaßes zur Kenntnis nehmen zu müssen und der Korrektur der Lage der eigenen Geschäfte im Markt zugrunde zu legen. Eine ebenso marginale wie letztlich unverantwortliche Entscheidung, da man ja sah, an welcher Stelle man mit welcher Manipulation eine möglicherweise warnende Information ausblendete, aber eine Entscheidung, die im Rahmen des dominierenden Interesses daran, sich nicht aus einem nach wie vor boomenden Markt zurückziehen zu müssen, ihre unbezweifelbare organisatorische Logik und Rationalität hatte. Die organisierte Unverantwortlichkeit ist eine organisierte Verantwortlichkeit. Ohne beides geht es nicht. Und genau deshalb sind staatliche Aufsichtsorgane aufgerufen, zur Not sogar Regeln zu erlassen, mit welchen statistischen Vergleichsdaten Banken ihre Risikomanagementsysteme füttern. Aber welche Behörde verfügt über die Kompetenz, hier eine Entscheidung zu treffen, die nicht nur vor der Krise – und die nächste Krise ist eine andere Krise – schützt, sondern auch die Wettbewerbsposition der Bank nicht schädigt? Und welche Behörde wird hier nicht im Zweifel zugunsten des ei-

genen nationalen Bankplatzes entscheiden? Oder wird man das Spiel einmal umstellen und weltweit nicht um die besonders raffinierten, sondern die besonders soliden Bankplätze konkurrieren?

Was ist eine Krise? Eine Krise ist ein Ereignis, von dem man nicht sicher sein kann, ob überall aus ihm dieselben oder auch nur ähnliche Konsequenzen gezogen werden. Davor schützt uns, positiv formuliert, die Differenzierung der Gesellschaft. Die Massenmedien sorgen dafür, dass sich die Kunde von der Krise rasend schnell um den gesamten Globus verbreitet. Aber die Politik, so sehr sie auf die Massenmedien reagieren muss, wird anders reagieren als diese, von Kunst und Wissenschaft, Religion und Erziehung zu schweigen. Denn in allen diesen modernen Funktionssystemen sitzen Organisationen, die große Mühe hatten, ihre Routinen sicherzustellen und die schon durch die Kleinformatisierung ihrer Entscheidungen und durch die Entmutigung von kritischen Nachfragen innerhalb der Hierarchie sich davor schützen, sofort auf Veränderungen ihrer Umwelt zu reagieren. Auch das ist ziemlich paradox. Organisationen sind Einrichtungen, die Entscheidungen treffen müssen und die laufend Entscheidungen treffen müssen. Sie könnten also jederzeit andere Entscheidungen treffen und somit auf Veränderungen reagieren. Aber gerade weil sie laufend Entscheidungen treffen müssen und hier eine Entscheidung die eine voraussetzt und in die andere greift, sind Organisationen auf Routinen angewiesen, die nur ausnahmsweise und in der Regel mit erheblichem Aufwand geändert werden können. Organisationen schützen sich davor zu lernen. Nur so sind sie arbeitsfähig.

Was ist eine Krise? Eine Krise ist ein Ereignis, das noch lange nicht jeden betrifft. Noch schärfer formuliert: Eine Krise ist ein Ereignis, das von vielen Positionen der Gesellschaft systematisch ignoriert wird, ja werden muss. Das bringt eine enorme Trägheit ins Spiel, von der man nicht sicher sein kann, ob sie die Krise nicht verschlimmert und verlängert, da allzu lange so getan wird, als gäbe es keinen Handlungsbedarf. Das bringt jedoch auch eine Trägheit ins Spiel, die heilsam ist, weil sie im Unterschied zur Krise jene Normalität produziert, auf die sich jeder Ausweg aus der Krise ja wird stützen müssen. Umgekehrt heißt dies jedoch, dass unser von den Massenmedien produzierter Eindruck, dass die Krise überall ist, auf einer optischen Illusion beruht, nämlich darauf, dass wir im Moment dieses Eindrucks nicht darauf achten, wie viele Bereiche der Gesellschaft ganz normal weiterfunktionieren.

Der Wille des Menschen ist frei, aber schwach

Eine dritte und letzte Einsicht aus der Soziologie der Risikogesellschaft der 1980er Jahre stammt von Niklas Luhmann. Er hat in seinem Buch "Soziologie des Risikos" darauf hinge-

wiesen, dass es sich erst die moderne Gesellschaft leistet, gesellschaftliche Entwicklungen aller Art auf eigene Entscheidungen zurückzuführen und für diese Entscheidungen nach Bedarf auch Verantwortungen auszuweisen, so sehr sich Organisationen dann wiederum darauf konzentrieren, diese Verantwortung so weit zu verteilen, dass sie kein Einzelner mehr zu tragen hat. Einerseits treibt die moderne Gesellschaft die Verantwortung für Entscheidungen hoch, andererseits sorgt sie dafür, dass nicht Individuen mit einer Verantwortung überfordert werden, die sie nicht tragen können. Als der Humanismus und die Aufklärung, allen voran Giambattista Vico in seinem Buch von der "neuen Wissenschaft von der gemeinschaftlichen Natur der Nationen" aus dem Jahr 1744, stolz entdeckten, dass es der Mensch ist, der die Geschichte macht, und nicht etwa die Götter, das Schicksal oder die Natur, war die mögliche Überlastung des Menschen mit der Komplexität dieser Aufgabe noch nicht recht absehbar. Noch konnte man sich darauf verlassen, dass der Wille des Menschen zwar frei sei, aber schwach, wie Vico formulierte. Man verfügte zwar bereits über das Schwarzpulver, den Buchdruck, die Stadt, die Kirche und die Nation, hatte mit dem Ausbau der Landwirtschaft schon massiv in die erst jetzt so genannte "Natur" der Erde eingegriffen und ganze Wälder für den Schiffbau abgeholzt sowie Hungersnöte gewaltigen Ausmaßes ausgelöst, aber noch herrschte der Eindruck vor, dass das kapriziöse, irrtumsanfällige und hochmütige Treiben der Menschen doch immer wieder auf ein Maß zurückgeführt wird, das man letztlich bei Aristoteles nachlesen konnte: auf das Maß der gerechten Stadt, der geordneten Verfassung, der vernünftigen Wissenschaft und der schönen Künste. Zwar hatte man sich längst auf eine mit einer unbekanntem Zukunft rechnenden Fortschrittsgeschichte eingelassen, und doch glaubte das auch deshalb so genannte Zeitalter der Vernunft, dass die aristotelische Unterscheidung zwischen Perfektion und Korruption genüge, um das Richtige vom Falschen unterscheiden zu können. Denn perfekt ist das, was von selbst zum Gleichgewicht tendiert, und korrupt ist das, was nur mit künstlichen Eingriffen im Ungleichgewicht gehalten werden kann.

Das war der Hintergrund dafür, dass der Mensch übermütig wurde. Er fühlte sich noch immer gehalten von einer Natur, auf deren Gesetz und Gesetze Verlass war. Das hieß aber umgekehrt, dass man es ihm zumuten konnte, seine Entscheidungen selber zu treffen und zu wissen, wie man richtige von falschen Entscheidungen unterscheidet. Der Übergang geschah durchaus nicht reibungslos. Es gab zwar die einen, man nannte sie die Bürger, die bereit waren und stolz darauf waren, eine Verantwortung für ihr Tun zu übernehmen, sich auf ihre Interessen zu besinnen und diesen zu folgen sowie ihr Handeln in den Dienst der Befriedigung von Bedürfnissen zu stellen. Aber es gab immer auch noch die anderen, man nannte sie die Aristokraten, die ihr Leben nicht im Zeichen von Interessen, sondern von Leidenschaften führten. Der Ökonom und Wirtschaftshistoriker Albert O. Hirschman hat darüber seinerzeit

ein immer noch aufregendes Buch geschrieben, "Leidenschaften und Interessen: Politische Begründungen des Kapitalismus vor seinem Sieg", in dem er zeigt, dass der Begriff des "Interesses" ein Versuch der Bürger war, den Adel zu zähmen und ihn endlich berechenbar zu machen. Denn wer ein Interesse hat, der braucht Kredite, der plant seinen Konsum, der investiert vielleicht sogar und, vor allem, der muss seine Kredite irgendwann zurückzahlen, um neue Kredite bekommen zu können. Natürlich wehrte sich der Adel im 18. und 19. Jahrhundert dagegen, in diese Falle einer interessegeleiteten Lebensführung zu laufen und sein Leben im Zeichen der Leidenschaft, der Ehre, der Tugend, des Übermuts und der Herausforderung aufzugeben. Aber er hatte keine Chance. Er musste seine Schlösser unterhalten, seine Kinder verheiraten und Loge im Opernhaus bezahlen, brauchte also Geld, also die Bürger und also die Überprüfung der eigenen Möglichkeiten im Horizont der eigenen Interessen.

Bald waren es nur noch die Dandys, die zur Farce ihrer selbst gewordenen Aristokraten, die daran festhielten, dass Interessen etwas für das niedere und an seinen Sorgen klebende Volk sind, aber nichts für den seiner selbst gewissen Gentleman. Berühmt geworden ist die Geschichte vom Beau Brummell, der eines Tages mit seiner Kutsche durch die schottische Seenlandschaft fuhr, an einem Aussichtspunkt ausstieg, sich einen Überblick verschaffte und sich an den hinter ihm stehenden Diener wandte und ihn fragte, "Which lake do I prefer?", "Welcher See gefällt mir am besten?" Eine solche Entscheidung zu treffen, sich festzulegen auf eine Präferenz, geziemte sich nicht für einen wirklichen Herrn. Man würde sich ja festlegen, an Spielraum verlieren, für andere erkennbar werden und damit nicht mehr Herr seiner selbst sein. Eine solche Entscheidung zu treffen geziemte nur Dienern, bei denen es nicht schadete, wenn sie sich festlegten; sie befanden sich ja so oder so bereits in einer abhängigen Stellung. Und es schadete auch nicht, wenn diese Diener eine Entscheidung trafen, die die Vorlieben ihres Herrn betrafen, denn daran wiederum konnte dieser sich natürlich nicht gebunden fühlen.

Die moderne Gesellschaft jedoch, so Luhmann, hat für diese Spielereien bald keinen Sinn mehr. Genauer gesagt, sie trivialisiert die aristokratische Haltung eines nur von Leidenschaften und damit von Launen gelenkten Lebens zur Haltung des Konsumenten, dem ein Teil seines Haushaltsbudgets dafür gelassen wird, seine Emotionen zu pflegen und ihnen Auslauf zu geben. In der modernen Gesellschaft gilt für jeden, dass er Bedürfnisse und Interessen hat und Entscheidungen trifft, die seinen und ihren Präferenzen folgen. Man spricht von einer individualisierten und damit liberalen Gesellschaft. In den Ohren des Aristokraten klingt das wie Hohn. Die Idee, man könne ein Individuum an seinen Interessen, Bedürfnissen und Präferenzen erkennen, ist absurd, sobald man erkennt, dass diese Interessen, Bedürfnisse und Präferenzen mit minimalen Abweichungen für alle dieselben sind. Wie kann man das Besondere

des Individuums am Allgemeinen seiner Vorlieben festmachen? Aber diese Frage wird in dem Moment, in dem der Adel endgültig von der Bildfläche verschwindet, nur noch von Kulturkritikern gestellt. Und sie wird bei diesen Kulturkritikern ihrerseits zur Geste einer Selbststilisierung, an der man ein Individuum erkennt, das mit jedem anderen Kulturkritiker verwechselt werden kann.

Kritische Massen

Wir machen uns zu selten klar, in welchem Ausmaß die Begriffe und Kategorien, mit deren Hilfe wir uns verstehen und beschreiben, Begriffe und Kategorien nicht nur der Verknüpfung mit Gesellschaft, sondern der Einbindung in und der Verpflichtung auf Gesellschaft sind. Der Begriff der Risikogesellschaft, so wie ihn Niklas Luhmann versteht, ist ein Begriff, der interessanterweise beide Seiten präzise beleuchtet, die Seite der Verpflichtung aller Individuen, jung und alt, arm und reich, männlich und weiblich, gebildet und ungebildet, sich an ihren eigenen Interessen und der Verantwortung für ihre Entscheidungen messen zu lassen, und die Seite der hochgradigen Dynamisierung der Gesellschaft durch diese Vielzahl an sowohl individualisierten als auch interessegebundenen Entscheidungen. Die Risikogesellschaft ist das Ergebnis der Befreiung, der Emanzipation aller Menschen in die gemeinsame Produktion von Zuständen der Gesellschaft, die hoch riskant sind und daher nur noch über die Beobachtung und Beschreibung von Krisen wenn nicht gesteuert, so doch zumindest ein wenig korrigiert werden können.

Alle haben ein Interesse an Bildung – und damit ein Interesse an zumindest marginal abweichenden Meinungen. Alle haben ein Interesse am Konsum – und damit ein Interesse an Produkten, die der Nachbar entweder auch schon oder noch nicht hat. Alle haben ein Interesse an Politik – und damit ein Interesse an der Vertretung und Verstärkung der eigenen Interessen. Und natürlich haben alle ein Interesse an Luft, Licht, Raum, Ruhe und Bewegung – und damit ein Interesse sowohl am Verbrauch wie an der Sicherstellung ökologischer Ressourcen. Würden wir alle immer noch in Wäldern leben und uns von Beeren und Wildschweinen ernähren, wäre all das kein Problem. Aber wir leben in Städten und damit in verdichteten Nachbarschaften mit uns oft unbekanntem Leuten. Wir leben in Verhältnissen wechselseitiger Imitation, wechselseitiger Rivalität und wechselseitiger Ansteckung. Die Gesellschaft pulsiert, vibriert und fluktuiert in Wellen, Wirbeln und Schwingungen, in denen wir selbst die Konflikte und Kontroversen miteinander gemeinsam haben. Elias Canetti sprach 1960 hellsichtig von der "Masse", die hetzt und jagt, die in Panik gerät und wieder auseinander fällt, die ergreift und sich einverleibt, was ihr erreichbar wird, die sich belauert und von

sich nichts wissen will, die zur Unbeweglichkeit erstarrt und dann wieder in seltsamer Ordnung tanzt. Jean Baudrillard ergänzte diese Vorstellung 1978 durch seine Idee der "schweigenden Mehrheiten", die zwar jede soziale Ordnung begierig aufgreifen, sie jedoch bereits im nächsten Schritt unterschiedslos absorbieren. Der Begriff der Risikogesellschaft kombiniert die beiden Ideen einer maximalen Verantwortung jedes Individuums für seine eigenen Entscheidungen einerseits und einer ebenfalls maximalen Ohnmacht gegenüber gesellschaftlichen Dynamiken, denen keine Religion, keine Moral, keine Politik und keine Ökonomie ihre Schranken weist.

Niklas Luhmann empfiehlt, die alte Unterscheidung von Risiko und Sicherheit gegen eine neue Unterscheidung von Risiko und Gefahr auszutauschen. Die Unterscheidung von Risiko und Sicherheit unterstellt, dass man sich entweder in einem sicheren, entweder aus der Tradition oder aus bewährten Routinen bekannten Gelände bewegt oder es mit Risiken zu tun bekommt, gegen die man sich jedoch schützen kann, indem man nicht alle Eier in einen Korb legt beziehungsweise, wie die Ökonomen sagen, indem man eine Risikodiversifikation betreibt, in der die Verluste aus der einen Entscheidung nach Möglichkeit durch Gewinne aus anderen Entscheidungen ausgeglichen werden. Die Unterscheidung von Risiko und Gefahr schließt dort an, streicht allerdings jede Illusion der Sicherheit und ruft stattdessen dazu auf, Situationen, in denen man selbst die Ursache für das Auftreten von Risiken ist, von anderen Situationen zu unterscheiden, in denen man unverschuldet in Gefahr gerät. Luhmanns Beispiel war hier immer der Regenschirm. Wenn ich einen Regenschirm habe und ihn zuhause lasse, gehe ich das Risiko ein, im Falle von Regen nass zu werden. Wenn ich keinen Regenschirm habe und das Haus verlasse, laufe ich hingegen Gefahr, nass zu werden. Im Risikofall ist das Nasswerden das Ergebnis einer eigenen Entscheidung, im Gefahrenfall ist das Nasswerden das Ergebnis von Ereignissen, auf die ich keinen Einfluss habe.

Die Unterscheidung von Risiko und Gefahr ist radikaler als die Unterscheidung von Risiko und Unsicherheit, die der amerikanische Ökonom Frank Knight 1921 vorgeschlagen hat: Risiken sind Ereignisse, deren Wahrscheinlichkeit eines Eintretens dank hinreichend vieler Vergleichsfälle statistisch bekannt ist; Unsicherheiten sind Ereignisse, deren Wahrscheinlichkeit mangels Vergleichsmöglichkeiten unbekannt ist. Das war schon hilfreich genug, konnte man sich doch so laufend fragen, ob es diese Vergleichsfälle gibt, die eine statistische Einschätzung der Situation erlauben, oder ob es sie nicht gibt. Das hilft auch in der Einschätzung der aktuellen Finanzkrise weiter, in der man es mit neuen Finanzierungsinstrumenten und vor allem mit neuen Risikoinstrumenten, etwa den viel besprochenen Credit Default Swaps, den Absicherungen gegen Kreditausfälle, zu tun bekommen hat, für die es statistisch auswertbare Vergleichsfälle, homogene Ereignisräume eben nicht gibt beziehungsweise, schlimmer noch,

nur für sehr kurze Zeiträume gibt, in denen diese und andere Instrumente erfolgreich eingesetzt wurden, so dass die statistische Auswertung dieser Zeiträume nicht nur auf eine Blase hereinfiel, sondern diese Blase sogar bestärkte.

Kritische Beobachter der Krise wie der französische Ökonom Yannick Malevergne und der Schweizer Physiker Didier Sornette empfehlen daher, die dem aktuellen Risikomanagement zugrunde liegenden statistischen Konzepte zu korrigieren. Sie empfehlen, nicht immer von den berühmten Gaußschen Normalverteilungen auszugehen, in denen extreme Ereignisse selten sind, sondern auch Zipfsche Potenzgesetze für wahrscheinlich zu halten, denen gemäß Extremereignisse und deren Häufung und fatalerweise auch Verknüpfung zu positiven, Abweichungen verstärkenden Rückkopplungen, eben so genannten Blasen sehr viel häufiger vorkommen, als man dies gemeinhin denkt. Carl Friedrich Gauß war ein Mathematiker, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts wichtige Ideen der Wahrscheinlichkeitsrechnung entwickelte; George Kingsley Zipf war ein amerikanischer Linguist, dem in den 1930er Jahren auffiel, dass die Wahrscheinlichkeit, mit der in Texten oder Reden bestimmte Wörter auftauchen, die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass dieselben Wörter wieder auftauchen, so dass die Sprache die interessante Eigenschaft hat, sich ihren eigenen Kontext durch Wiederaufrufen derselben Wörter selber zu schaffen. Wer sich an Gauß hält, glaubt an die Normalverteilung der Ereignisse in einem Standardbereich, im Vergleich zu dem Extremereignisse die selten auftretenden Ausnahmen darstellen. Wer sich an Zipf hält, rechnet ganz im Sinne der modernen Chaosforschung mit zunächst unauffälligen Abweichungen, die sich jedoch wechselseitig verstärken und zu Wellen von Extremereignissen auftürmen können. Die mit Zipfschen Potenzgesetzen arbeitende Soziophysik glaubt inzwischen sogar Hinweise darauf zu haben, dass solche Extremereignisse oder auch Singularitäten und deren Folgen viele Naturphänomene und gesellschaftlichen Entwicklungen sehr viel besser erklären können als Vorstellungen, die davon ausgehen, dass die Welt gleichsam ganz natürlich zu geordneten Gleichgewichtszuständen in einem Normbereich des Erwartbaren tendiert. Tatsächlich bewegen wir uns in einer Welt, die sich dynamisch in ihrem eigenen Ungleichgewichtszustand hält. Unsere Welt ist ein Wirbel. Und wir sind kleine Wirbel in dieser Welt. Und was ist ein Wirbel? Ein Wirbel ist die Selbstorganisation einer Strömung, die auf Hindernisse stößt, zu einer geordneten Kraft der Bewältigung dieses Hindernisses. Diese geordnete Kraft ist eine Faltung höherer Ordnung. Sie kann ihrerseits für mechanische Aufgaben genutzt werden, etwa wenn das Herz die Wirbel des durch es hindurchströmenden Blutes nutzt, um ohne eigene Muskelkraft seine Klappen zu öffnen und zu schließen.

Das macht Luhmanns Unterscheidung von Risiko und Gefahr so interessant. Sie erlaubt es, uns präzise zu fragen, mit welchen eigenen Entscheidungen wir uns in welchen Wirbel

hineinbegeben beziehungsweise aus anderen Wirbeln versuchsweise heraushalten können. Sie erlaubt es uns, uns mit unseren Entscheidungen als ein Ereignis in einer mehr oder minder überschaubaren Menge vergleichbarer und unvergleichbarer Ereignisse zu verstehen und zu beobachten, um uns auf diese Art und Weise immer neu in einer Welt zu orientieren, von der uns niemand garantieren kann, dass sie morgen noch die Welt von heute ist. Ob wir Freunde treffen oder Ausbildungsentscheidungen treffen, ob wir überlegen, ob wir ins Theater gehen oder ins Kino, ob wir unser Geld an der Börse anlegen oder uns für eine politische Partei entscheiden, ob wir beim Segeln jetzt oder später die Halse riskieren: Immer wieder bewegen wir uns in Ereignisräumen, die wir intuitiv oder explizit statistisch erfassen, um das Erwartbare vom Nicht-Erwartbaren zu unterscheiden. Doch wir bewegen uns nicht nur in diesen Ereignisräumen, sondern wir gestalten sie mit, indem wir unsere eigenen kleinen Ereignisse in diesen Räumen produzieren. Wir können uns nicht heraushalten. Auch dann, wenn wir zuhause in unserem Sessel sitzen bleiben, wie Blaise Pascal es empfahl, als er darauf hinwies, dass alle Übel der Welt nur daraus resultieren, dass die Leute nicht zuhause bleiben können, auch dann produzieren wir einen bestimmten Ereignistyp, nämlich den Typ des Zuhausesitzenbleibens, und damit eine bestimmte Welt, in der es erwartbar wird, dass die einen etwas tun und viele andere zuhause bleiben und es aushalten, was die ersten tun.

In jedem Fall ist jeder von uns ein kleiner, scharfer Rechner, der sich ausrechnet, mit welchen Wahrscheinlichkeiten er es mit welchen Typen von Ereignissen zu tun bekommt, wenn er dies tut und jenes unterlässt. Diese kleinen, scharfen Rechner, die wir sind, produzieren ihre kleinen und ihre großen Wirbel je nachdem, was sie tun und wem sie sich anschließen; und sie tun dies, das ist die andere Seite der Unterscheidung, in einer Welt voller Gefahren, in der sich unendlich vieles abspielt, was mit meinen Entscheidungen nichts zu tun hat, mich aber elementar betreffen kann. Das eine, das Risiko, muss man vom anderen, der Gefahr, unterscheiden, um so einen ersten Ausgangspunkt der Orientierung in der Welt zu gewinnen. Und natürlich ist diese Unterscheidung nicht sehr weit weg von der Empfehlung alter Weisheitslehren, etwa des Stoikers Epiktet in seinem Handbüchlein der Moral aus dem 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, dass alle Seelenruhe damit beginne, das, worauf man Einfluss habe, von dem zu unterscheiden, worauf man keinen Einfluss habe.

Was ist eine Krise? Eine Krise ist der Moment, in dem man entdeckt, dass die Ereignisse, mit denen man es zu tun hat, einer anderen Wahrscheinlichkeit folgen, als man geglaubt hat. Auf das, worauf man Einfluss zu haben glaubte, hat man plötzlich keinen Einfluss mehr. Und, unter Umständen genauso schlimm, auf das, worauf man keinen Einfluss zu haben glaubte, hat man plötzlich Einfluss. Das gilt für Finanzkrisen, diplomatische Krisen, Ehekrisen und Bewusstseinskrisen: Gerade noch hatte man sich die Welt, orientiert an der eigenen Erfah-

rung, aber auch an den Aussagen und Versprechungen vieler anderer, sauber eingeteilt in die Welt, die man unter Kontrolle hat, und die Welt, die man nicht unter Kontrolle hat; und plötzlich gilt diese Einteilung nicht mehr, die Dinge rutschen einem weg und man sieht sich dort in der Verantwortung, wo man sich bisher ganz unbeteiligt glaubte. Man kann nicht mehr handeln und muss doch handeln, und dies in einem Moment, wo das Wissen von der Welt nicht mehr ausreicht, um zu verstehen, warum man das eine nicht mehr kann, und zu entscheiden, warum man das andere muss.

Komplexitätsregime

Wir kommen damit zu einer letzten Antwort auf unsere Frage danach, was eine Krise ist. Wir haben zu beschreiben versucht, dass Krisen ebenso kulturell geprägt sind wie andere Phänomene der Gesellschaft auch. Wir haben zu zeigen versucht, dass wir in einer Krise ebenso viel über uns wie über die Welt lernen, in der wir leben. Wir haben die Krise als ein hoch differenziertes Phänomen beschrieben, das noch lange nicht für jeden dasselbe ist. Und wir haben einen roten Faden zu verfolgen versucht, demgemäß wir die Krisen der Stammesgesellschaft von den Krisen der antiken und der modernen Gesellschaft unterschieden haben. In der Stammesgesellschaft ist eine Krise ein Erregungszustand, Marcel Mauss sprach von einem Paroxysmus, der es der Gesellschaft ermöglicht, von einem schon bekannten Zustand in einen anderen, ebenfalls schon bekannten Zustand zu wechseln, etwa von der Sommergesellschaft in die Wintergesellschaft im Rahmen der ewigen Wiederkehr des Gleichen. In der antiken Gesellschaft ist die Krise der Moment einer meist tragischen, im Kontrast dazu zuweilen auch komischen Entscheidung, die letztlich nur bestätigt, welchen Lauf das Schicksal schon längst genommen hat. Die Krise ist hier der Moment, der jedem Beteiligten und jedem Betrachter vor Augen führt, dass der Kosmos seine eigene Ordnung hat und jeden wieder einholt, der glaubt, sich selbständig machen zu können. Aber immerhin darf der Held sich im Moment der Krise erproben: Er darf sich gegen das Schicksal aufbäumen, darf versuchen, selber Schicksal zu spielen, und darf sich dann von allen anderen dabei bewundern und beweinen lassen, wie er triumphiert oder scheitert – und letztlich immer scheitert. Die Krise ist in der Antike der Moment einer Freiheit, die es nicht gibt. In der modernen Gesellschaft schließlich wird die Krise zu einem schon fast erwartbaren Ereignis, das ein Gleichgewicht stört, das ebenso erwartbar wieder zu sich zurückfindet. In der Moderne bestätigt die Krise als Ausnahmefall den Normalfall dessen, was man unter Wirtschaft und Politik, Familie und Wissenschaft versteht. Die Krise erinnert an den Rest der Gesellschaft und fordert dazu auf, sich vernünftig mit sich und mit diesem Rest abzustimmen. Die Krise regt nur auf, um gleich anschließend zu beruhigen.

gen, dass man zu einem dynamischen Gleichgewicht zurückfände, in dem zwar Vieles neu, aber nichts wirklich unvertraut ist. Denn letztlich hat die Vernunft sich durchgesetzt; und mit der kennt man sich aus.

Mit diesem Muster bricht erst die nächste Gesellschaft, mit der wir es seit der Einführung der Elektrizität und der deren Möglichkeiten ausbeutenden Computer zu tun haben. Die nächste Gesellschaft ist so sehr das Ergebnis der Einführung von Elektrizität und Computern wie die tribale Gesellschaft das Ergebnis der Einführung der Sprache, die antike Gesellschaft das Ergebnis der Einführung der Schrift und die moderne Gesellschaft das Ergebnis der Einführung des Buchdrucks war. Das ist zugegebenermaßen ein historisch außerordentlich grobes Schema, das gesellschaftliche Strukturen und Kulturen nur mit Verbreitungsmedien der Kommunikation, eben mit der Sprache, der Schrift, dem Buchdruck und dem Computer in Beziehung setzt und dabei andere wichtige Entwicklungen wie die Kartoffel, das Rad, das Schwarzpulver, das Penicillin oder die Antibabypille, ganz zu schweigen von der Fotografie, dem Rundfunk, dem Film und dem Fernsehen außer Acht lässt, aber das Schema hat sich seit Marshall McLuhans Anregungen einer Medientheorie bewährt. Von McLuhan stammt auch die möglicherweise wichtigste Hypothese zur Frage, worin der Bruch zwischen der modernen Gutenberggalaxis und dem Zeitalter der Elektrizität bestehen könnte. Er besteht darin, dass die Elektrizität lokal und global instantane, mit Lichtgeschwindigkeit zu schaltende Verknüpfungen herstellt. Der Rundfunk, das Fernsehen und der Computer sowie die Computernetzwerke beuten diese Möglichkeit nur aus, führen sie vor Augen und steigern sie in Dimensionen, die die Gesellschaft in den vergangenen 100 Jahren in ebenso chaotische wie katastrophale Entwicklungen geführt haben. Es ist auch erst dieser letzte Medienumbruch, der in den Geistes- und Kulturwissenschaften dazu anregte, sich mit der Schrift, vor allem mit der alphabetischen Schrift, und mit dem Buchdruck und der Einführung beweglicher Lettern zu beschäftigen, um zu schauen, ob die Medienumbrüche damals ähnlich dramatisch waren, und zu überprüfen, welche Möglichkeiten die Gesellschaft hat, mit ihnen fertig zu werden. Interessanterweise kann man für die Schrift und den Buchdruck ebenso wie für den Computer zeigen, dass die Gesellschaft erst Möglichkeiten entwickeln muss, die Kommunikation im neuen Medium abzulehnen, bevor sie sich dann zunächst fallweise und vorsichtig und dann immer umfangreicher auf diese Kommunikation einlässt. Daher ist Platons Ablehnung der Schrift als kalt und damit als Gefährdung der menschlichen Seele bis heute stilbildend. Und daher haben wir es heute bei der Analyse zahlreicher struktureller und kultureller Phänomene der Gesellschaft mit einer medienarchäologischen Herausforderung zu tun. Wir müssen untersuchen und zeigen, wie in jedem dieser Phänomene Reaktionen auf Probleme der Sprache, der Schrift und des Buchdrucks selbst dann noch nachschwingen, wenn wir es längst mit ei-

ner Computergesellschaft zu tun haben. Außerdem darf man annehmen, dass sich verschiedene Kulturkreise der aktuellen Weltgesellschaft unterschiedlich stark auf die verschiedenen Medien eingelassen haben. Abgesehen davon, dass in manchen Urwäldern immer noch Stammesgesellschaften überleben, haben wir es in einigen Regionen der Erde mit ausgeprägten Schriftgesellschaften zu tun, die Phänomene der modernen Buchdruckgesellschaft fast rundweg mit Phänomenen der Dekadenz gleichsetzen, und in anderen Regionen mit Buchdruckgesellschaften, die größere Schwierigkeiten haben, sich etwa auf das Internet und andere Multimedia-Phänomene einzulassen, als manche ältere Schriftgesellschaft. Es treten also regional massive Ungleichzeitigkeiten auf, obwohl und weil die globale Gesellschaft fast nur noch im selben Rhythmus schwingt. Nicht zuletzt dürfen wir mit intellektuellen und emotionalen Ungleichzeitigkeiten rechnen. Während wir kommunikativ ohne größere Mühen im Internet unterwegs sind, stecken wir intellektuell häufig noch in der Moderne und emotional in der Antike. Wir wünschen uns das Buch, das uns erklärt, woran wir sind; und wir sehnen uns zurück in aristotelische Zeiten, in denen der Mensch noch das Maß aller Dinge schien und alles im Kosmos seinen eigenen und wohl verdienten Platz hatte.

Man kann darüber spekulieren, ob der 1. Weltkrieg, die Weltwirtschaftskrise und der 2. Weltkrieg noch zu den Krisen der modernen Gesellschaft oder bereits zu den Krisen der nächsten Gesellschaft gehören. Immerhin beutelt die Elektrizität seit 1900 unsere Gesellschaft und immerhin hat Hugo von Hofmannsthal bereits zu diesem Zeitpunkt jenes "nervöse Zeitalter" ausgerufen, von dem andere glauben, es sei erst mit der New Economy der 1980er Jahre ausgebrochen. Ohne Frage jedoch ist es die aktuelle Finanz- und Wirtschaftskrise, die uns zeigt, dass wir es nicht mehr mit den Krisen der modernen Gesellschaft zu tun haben. Mit Sicherheit waren bereits die faschistischen Bewegungen des 20. Jahrhunderts Beispiele für hoch unwahrscheinliche Entwicklungen im statistischen Extrembereich des nicht mehr Normalen. Aber ebenso sicher ist auch die Blasenökonomie der vergangenen 15 Jahre ein Beispiel für Krisenphänomene der nächsten Gesellschaft. Die Krisen des 20. Jahrhunderts sind keine Gleichgewichtsstörungen mehr und sie sind auch keine Rückschläge mehr auf dem mehr oder minder gleichgewichtigen Pfad des Fortschritts, den das 18. und 19. Jahrhundert beschworen hatten. Die Krisen des 20. Jahrhunderts und des beginnenden 21. Jahrhunderts sind Zusammenbrüche von Extrementwicklungen, aus denen es uns nur auszusteigen gelingt, wenn wir gleichzeitig in andere Extrementwicklungen einsteigen. Wir haben es mit einem Stichwort von Philip Ball nur noch mit "kritischen Massen" zu tun. Das Gesetz dieser Krisen ist die Wahrscheinlichkeit, mit der sich unscheinbare Abweichungen über positive Rückkopplungen zu Blasen entwickeln, die nur platzen, wenn die nächste Blase die überschüssigen Spekulationen aufzufangen verspricht. Krisen sind keine Störungen von Gleichgewichten

mehr, sondern Zusammenbrüche von Komplexitäten. Und Komplexitäten sind wie in der Mathematik Konstellationen oder auch Konjunkturen des Zusammentreffens von reellen und imaginären Entwicklungen, von Phantasie und Wirklichkeit, die für eine gewisse Zeitlang einen Trend beschwören können, denen viele zu folgen bereit sind, bis auch dieser Trend seine Attraktivität verliert und der nächste Trend sich aufbaut.

In den Sozialwissenschaften verwendet man seit einiger Zeit wieder den Begriff des Regimes. Regime sind hoch unwahrscheinliche Konstellationen von Organisationen, Leuten, Milieus, Technologien, Symbolen und Emotionen, die ihre Anfangsplausibilität aus einer überzeugenden Geschichte, einer gelungenen Problemdiagnose oder auch aus einem innovativen Produkt gewinnen und aus dieser Anfangsplausibilität eine Karriere spinnen, die genau so lange hält, wie sie hält. Kein Mensch beschäftigt sich noch mit der Frage, woher diese Regime kommen und wohin sie gehen. Jeden interessiert nur noch die Frage, wie stark sie sind, für wen sie welche Art von Attraktivität haben und wie lange sie wohl dauern werden. Das Dritte Reich war ein solches Regime, das Adenauer-Regime aber auch. Das Regime der PCs ist dafür ein Beispiel, ebenso das Regime des iPods und der iPhones. Das britische Weltreich ist dafür ein Beispiel, aber ebenso die amerikanische Weltordnung und das kommende chinesische Zeitalter. Die meisten dieser Regime haben einen Eigennamen und für alle lässt sich ein Zeitraum nennen, in dem sie sich gegenüber mehr oder minder gleichplausiblen Rivalen durchsetzen konnten und geherrscht haben. Eine Krise markiert den unbegründeten Zusammenbruch eines unbegründeten Regimes und damit die Eigendynamik einer sozialen Komplexität, in der es nur unwahrscheinliche Kombinationen gibt und jede Unwahrscheinlichkeit sich auch irgendwann zu erkennen gibt. Nur Nostalgiker glauben, dass es irgendwann gelingen wird, zu einer normalen Wirklichkeit zurückzufinden. Realisten wissen, dass wir in ein Zeitalter eingetreten sind, in dem es nur noch Regime gibt, von denen einige für eine Zeit die Lufthoheit gewinnen und andere bereits darauf warten, sie abzulösen. Jede Krise ist eine Totenglocke für das eine und eine Geburtsglocke für das nächste Regime. Die Zeichen der Zeit erkennt daher nicht der, der nach den Ursachen einer Krise und nach den Möglichkeiten ihrer Behebung fragt, sondern der, der sich fragt, was nach der Krise kommt.

Literatur:

Dirk Baecker, Studien zur nächsten Gesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2007.

Philip Ball, Critical Mass: How One Thing Leads to Another, Being an Enquiry into the Interplay of Chance and Necessity in the Way that Human Culture, Customs, Institutions, Cooperation and Conflict Arise, London: Arrow Books, 2004.

- Jean Baudrillard, Im Schatten der schweigenden Mehrheiten oder das Ende des Sozialen [1976], dt. Berlin: Matthes & Seitz, 2010.
- Ulrich Beck, Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1986.
- Ulrich Beck, Gegengifte: Die organisierte Unverantwortlichkeit, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988.
- Elias Canetti, Masse und Macht, Hamburg: Claassen, 1960.
- Mary Douglas, A Typology of Cultures, in: Max Haller, Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny und Wolfgang Zapf (Hrsg.), Kultur und Gesellschaft. Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags, Zürich 1988, Frankfurt am Main: Campus, 1989, S. 85-97.
- Epiktet, Handbüchlein der Moral, griechisch/deutsch, Stuttgart: Reclam, 1992.
- Albert O. Hirschman, Interessen und Leidenschaften: Politische Begründungen des Kapitalismus vor seinem Sieg [1977], dt. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1980.
- John Maynard Keynes, The General Theory of Employment, Interest, and Money [1936], Reprint London: Macmillan, 1973.
- Frank H. Knight, Risk, Uncertainty, and Profit [1921], Reprint New York: Harper & Row, 1965.
- Reinhart Koselleck, Krise, in: Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe: Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 3, Stuttgart: Klett-Cotta, 1982, S. 617-650.
- Petros Koumoutsakos, Über Wirbel, in: Jacques Herzog, Pierre de Meuron und Philip Ursprung (Hrsg.), Naturgeschichte, Baden: Lars Müller, 2005, S. 123-129.
- Niklas Luhmann, Soziologie des Risikos, Berlin: de Gruyter, 1991.
- Yannick Malevergne, Didier Sornette, Extreme Financial Risks: From Dependence to Risk Management, Berlin: Springer, 2006.
- Marcel Mauss, Soziale Morphologie: Über den jahreszeitlichen Wandel der Eskimogesellschaften [1904/05], in: ders., Soziologie und Anthropologie, Bd. I, dt. Frankfurt am Main: Ullstein, 1978, S. 183-278.
- Marshall McLuhan, Die magischen Kanäle [1964], dt. Düsseldorf: Econ, 1968.
- Didier Sornette, Why Stock Markets Crash: Critical Events in Complex Financial Systems, Princeton, NJ: Princeton UP, 2003.

Didier Sornette, Ryan Woodward, Financial Bubbles, Real Estate Bubbles, Derivative Bubbles, and the Financial and Economic Crisis, Swiss Finance Institute Research Paper, No. 09-15 (2009).

"Intelligenz aus Nichtwissen": Über die bürokratische Eigendynamik einer fehlgeleiteten Euro-Politik, die Krise als Normalfall und Durchwurschtelei als politische Strategie

ein Interview von Dieter Schnaas und Christopher Schwarz

Die Wirtschaftswoche, Nr. 52, 23. Dezember 2011, S. 40-43*

Herr Baecker, die Zunft der Ökonomen hat jahrzehntlang weissagend in die Zukunft geblickt, seit 2007 ist sie notorisch verunsichert – heute hält sie nichts mehr für unmöglich. Das Ende des Euro, der Kollaps der Weltfinanzmärkte, ein Schuldenschnitt für Europa: Ist 2012 nichts mehr so sicher wie die Unsicherheit?

Baecker: Die Ökonomen sehen sich vor die Herausforderung gestellt, ihre Rechnung mit einem Akteur zu machen, der in ihren Gleichungen nicht recht vorkommt: Der Staat ist nicht nur Garant eines ordoliberalen Rahmens, sondern er ist zugleich einer der größten Konsumenten, Arbeitgeber, Investoren und Kreditnehmer der Wirtschaft – ganz zu schweigen von seiner einzigartigen Fähigkeit, sich durch Zugriff auf Zwangszahlungen, genannt Steuern, zu refinanzieren. Diese Rolle stabilisiert die Wirtschaft, aber sie verunsichert sie auch, weil die Entscheidungen des Staates einem politischen und nicht nur einem ökonomischen Kalkül gehorchen. Das gilt nicht zuletzt für die Geldpolitik.

Sie meinen die Politik des billigen Geldes?

Baecker: Weil die Notenbanken mithilfe der Geschäftsbanken prinzipiell unbegrenzt Geld und Kredit schöpfen können, müssen sie laufend beobachten, wieviel Vertrauen in den Wert des Geldes vorhanden ist. Die westlichen Notenbanken haben sich in den vergangenen Jahren auf einen Liquiditätspoker eingelassen. Dabei haben sie es zunehmend riskiert, das politische Vertrauenskapital ihrer Wirtschaft zu verspielen. In der Absicht zu stabilisieren, haben die Notenbanken die Lage destabilisiert.

Und die Geschäftsbanken haben sich den Staaten lustvoll als Kreditgeber angedient?

* Online: "Über die wüsten Folgen des Liquiditätspoker", <http://www.wiwo.de/politik/deutschland/eurorettung-die-wuesten-folgen-des-liquiditaetspokers-/5982028.html>.

Baecker: Privatbanken verdienen ihr Geld mit Provisionen für Geschäfte, deren Risiken andere tragen. Wenn man dann glaubt, sich darauf verlassen zu können, dass die Wirtschaft nur wächst und jeder, der sich an dem Spiel beteiligt, nur reicher werden kann, aber niemals ärmer, ist das Ponzi-Schema programmiert. Dann gilt nur noch die Regel, dass man nicht der Letzte sein darf, der auf einem Stapel Papiere sitzen bleibt. Aber gefüttert wird das Ganze vom billigen Geld aus staatlicher Hand.

Anders als in den USA ist eine lockere Geldpolitik nicht Ursache der Krise. Was ist im Euro-Raum schief gelaufen?

Baecker: Die Europäer träumen seit der Einführung des Euro im Jahr 2001 vom einheitlichen Währungs- und Wirtschaftsraum. Warnungen, dass man mit der einheitlichen Währung wechselseitige Korrekturspielräume aufgibt und dort gleiche Bedingungen schafft, wo ungleiche Verhältnisse herrschen, wurden in den Wind geschlagen. Erklären kann man das nur mit dem technokratischen Optimismus der EU-Kommission, getragen von einem euphorischen Ja zu Europa. Aber die Existenz einer Behörde garantiert nicht die Gestaltbarkeit einer Entwicklung.

Die Europäer wollten, dass zusammenwächst, was nicht zusammengehört?

Baecker: Der technokratische Optimismus treibt die politische Willensbildung. Die beteiligten Nationen können und wollen nicht Nein sagen. Der Soziologe Maurizio Bach hat gezeigt, dass sich eine bürokratische Eigendynamik entfalten konnte, die Industrie, Wissenschaft und Politik zunehmend eng verkoppelte. Je mehr lokale Akteure dabei mitspielen, desto geringer ist die Chance der Korrektur. Warum auch soll man korrigieren, wenn alles so läuft, wie erwartet?

Demnach bräuchten Europa und der Euro weniger politische Überambitioniertheit?

Baecker: Natürlich war es riskant, die Mittelmeerländer Europas mit Krediten zu versorgen, die deren wirtschaftliche Entwicklung förderten. Kein Mensch kann im Vorhinein wissen, über welche Branchen und welche gesetzlichen Rahmenbedingungen eine nachhaltige Entwicklung ermöglicht werden kann. Wenn es aber die Banken sind, deren Kreditentscheidungen gefragt sind, dann muss die Politik dafür sorgen, dass diese Entscheidungen intelligent getroffen werden. Und wie kann die Politik dies erreichen? Sie muss sicherstellen, dass die Risiken von denen getragen werden, die sie in die Welt setzen, von den Banken. Das ist das

kleine Einmaleins der Kybernetik: Ohne Rückkopplungen keine angemessene Informationsversorgung.

Heißt das, dass das Verhältnis von Staat und Markt neu bestimmt werden muss?

Baecker: Staat und Markt operieren in der selben Gesellschaft. Ihre Trennung zielt auf Komplementarität. Die Politik hat die Macht, Vertrauen in eine längerfristige Entwicklung zu schaffen, indem sie Alternativen gesetzlich ausschließt und zur Not strafrechtlich verfolgt. Wegen dieser Eingriffe in die Freiheitsrechte der Bevölkerung muss die Politik demokratisch legitimiert werden. Parallel dazu erkunden Wirtschaftsakteure auf dem Markt die Möglichkeit neuer Produkte, Arbeitsplätze, Investitionschancen und spekulativer Anlagen. Dieses Marktgeschehen spielt sich im politisch gesetzten Rahmen ab, reagiert jedoch höchst empfindlich auf Gelegenheiten und Gefahren im globalen Maßstab. Wir stehen daher vor der Aufgabe, die Nervosität der Märkte und die Trägheit der Politik, die beide unverzichtbar sind, institutionell miteinander zu vermitteln.

Allen Akteuren in der Politik ist gemein, dass sie an genau dieser Trennung festhalten. Für die einen soll der Markt es künftig richten, für die anderen der Staat.

Baecker: Wir haben es uns fatalerweise angewöhnt, Staat und Markt in einer Art Modernisierungskonkurrenz miteinander zu sehen. Für die einen ist der Markt, für die anderen der Staat der rationale Akteur, mit entsprechenden Tendenzen, dem jeweils anderen Irrationalität vorzuhalten. Aber darum geht es nicht. Es geht immer noch um jenen Interessenausgleich zwischen Kapital, Arbeit und Konsum, für den der Wohlfahrtsstaat zurecht so berühmt geworden ist. Und zunehmend darum, Zukunftsaussichten zu verwalten.

Was meinen Sie damit?

Baecker: Wer kann sich mit welchen Chancen an welchen Entwicklungen beteiligen? Und welche Rolle spielen individuelle und organisierte Interessen, die heute umfassend zum Zuge kommen, wenn die Lage sich morgen anders darstellt? Deswegen diskutieren wir den Ausstieg aus der Kernkraft, die Umstellung der Automobilindustrie auf Elektroautos, den Zugriff der medizinischen Forschung auf die Stammzellen, aber auch das bedingungslose Grundeinkommen oder das Renteneintrittsalter. Hier geht es nicht um die Trennung von Markt und Staat, sondern immer um die Frage, welche staatlichen Entscheidungen welche Märkte zugänglich oder unzugänglich machen.

Wir sind also in Wahrheit dem Merkantilismus des 17. Jahrhundert niemals entkommen?

Baecker: Wir sind nie einem System entkommen, in dem staatliches Handeln die Voraussetzung für wirtschaftliches Handeln ist und umgekehrt. Nach wie vor lautet die Grundfrage, wie viel wirtschaftliche Freiheit erforderlich ist, damit der Staat sich auf eine Art und Weise aus Steuermitteln refinanzieren kann, die es ihm ermöglicht, dieser wirtschaftlichen Freiheit den sozialen Frieden zu erkaufen. Ob der Staat dabei auch selber über seine Rolle als Konsument, Arbeitgeber, Investor und Kreditnehmer hinaus unternehmerisch aktiv wird, wie beispielsweise in Russland oder China, ist eine zweite Frage. Unter globalen Bedingungen zu leben, heißt, laufend die Zukunftsfrage stellen zu müssen, auf die es bekanntermaßen keine beziehungsweise jeden Moment eine neue Antwort gibt.

Im Moment sieht die Zukunft eher düster aus. Selbst Peer Steinbrück hat bekannt, dass er 2008 auf einem Höhepunkt der Krise „in den Abgrund geblickt“ hat.

Baecker: Das entspricht dem antiken Verständnis der Krise in der Tragödie. Die Krisis war bei den Griechen der Moment jener Entscheidung, in der man entweder alles richtig oder alles falsch machen konnte. Dementsprechend tat man alles dafür, dass solche Momente selten auftraten, weil das Risiko, auf die falsche Seite des Schicksals zu geraten, zu groß war. In der Moderne seit dem 16. Jahrhundert verstehen wir Krise als Beleg dafür, dass etwas nicht funktioniert, etwa weil es aus dem Gleichgewicht geraten ist. Dann muss man korrigierend eingreifen und die Dinge wieder in Ordnung bringen.

Die Moderne als vernunftbegabte Reparaturanstalt? Ist das nicht von gestern?

Baecker: Meines Erachtens haben wir die moderne Gesellschaft in der Tat hinter uns. Seit etwa 100 Jahren haben wir es mit einer „nächsten Gesellschaft“ zu tun, mit der Gesellschaft der Elektrizität, des Fernsehens, des Computers und der Computernetzwerke. Diese Gesellschaft zeichnet sich dadurch aus, dass alles im Prinzip jederzeit mit allem verknüpft werden kann. Wenn aber Konnektivität die Gesellschaft regiert, dann ist die Krise der Beweis dafür, dass man Umstände nicht berücksichtigt hat, die man besser berücksichtigt hätte. Man muss daher sagen, dass unsere Gesellschaft nur dann funktioniert, wenn sie für Krisen empfänglich ist.

Mein Gott, wie undramatisch! Eine Krise ist kein Anlass mehr zur Umkehr in den Schoß der Vernunft, kein Anlass mehr, den Weltuntergang zu befürchten, sondern...

Baecker: ...ein evolutionärer Prozess, ganz genau.

Kann man daraus den Schluss ziehen, dass die Krise keine Pathologie ist, sondern der Normalfall?

Baecker: Wer eine Krise ausruft, dem ist bereits etwas gelungen. Man gesteht sich ein, nicht weiter zu wissen, und stellt sich damit einer Situation. Das gilt auch für unsere Verschuldungskrise. Wir stellen fest, dass wir mit unseren Krediten Wetten auf eine Zukunft abgeschlossen haben, die so nicht eintritt. Damit ist zumindest eine Einsicht gewonnen.

Bei anderen Krisen – Klima, Energie, Demografie – hat man das Gefühl, dass die Politik zwar einsichtig ist, aber mit ihrer Bearbeitung nicht mehr hinterherkommt.

Baecker: Wir haben uns mit unseren Krisen immerhin einen recht souveränen Umgang angewöhnt. Wir gestehen uns unsere die schwierige Lage ein. Wirklich besorgniserregend wäre es, wenn wir diese und andere Krisen leugnen würden. Aber natürlich entbehrt es nicht der Ironie, dass wir immer hilfloser in unseren Krisen stecken, je mehr wir von ihnen verstehen.

Ist die Menge an Informationen zu groß, um die Probleme bearbeiten zu können?

Baecker: Nein, sondern weil diese Informationen darüber Auskunft geben, welche Pfadabhängigkeiten uns gefangen halten. Wie sollen und können wir aus einer bald 250 Jahre alten Wachstumsdynamik aussteigen – 1769 patentierte James Watt seine Dampfmaschine –, die uns mit der Ausbeutung fossiler Energien eine Industrialisierung und Urbanisierung beschert hat, mit deren Hilfe inzwischen 7 Milliarden Menschen auf einem beachtlichen, wenn auch nicht ausreichenden Niveau versorgt werden können? Das ist die Frage. Immerhin hat man hat den Eindruck, dass die Weltpolitik heute darüber verhandelt, wer welche Opfer bringt, um auch nur in die Nähe eines solchen Ausstiegs zu kommen.

Wir waren erfolgreich, indem wir die Zukunft auf Kosten der Zukunft erobert haben?

Baecker: Wir haben die Gegenwart auf Kosten einer offenen Zukunft erobert. Die Zukunft ist nicht mehr offen und die Gegenwart ist es daher auch nicht. Wir wissen, dass wir umsteuern müssen. Dafür brauchen wir den Blick des Unternehmers und des Politikers. Der Unternehmer sucht nach neuen Chancen und der Politiker sorgt dafür, dass genug Zeit gewonnen wird, um erforderliche Umstellungen vorzunehmen.

Zur Zeit hat man nicht den Eindruck, dass die Politik Zukunft gewinnen kann.

Baecker: Die Politik ist der Einwand der Gegenwart gegen die übrige Zeit, um einen bekannten Ausspruch von Alexander Kluge zu variieren. Das aber bedeutet, dass sie den Mut zu Wahrheiten aufbringen muss, die sich aus der Einsicht in gegenwärtige Lagen ergeben.

Welche Wahrheiten?

Baecker: Die Wahrheit einer gescheiterten Spekulation auf eine geldpolitisch forcierte Einbindung der Mittelmeerländer in den europäischen Wirtschaftsraum. Es geht nicht darum, den Bankrott jener Banken auszurufen, die diese Spekulation finanziert haben, sondern darum, die Banken wieder zu befähigen, Kreditwürdigkeiten angemessen zu prüfen. Das heißt, sie müssen in die Lage versetzt werden, für ihre eingegangenen Risiken zu haften.

Aber warum besteht die Politik nicht auf dieser Wahrheit?

Baecker: Einzelne Politiker versuchen es durchaus. Aber insgesamt hat man den Eindruck, dass die Politik es sich mit den Banken nicht verscherzen will. Das hängt vermutlich damit zusammen, dass man die Wirklichkeit nicht mehr versteht und deshalb lieber still hält. Der Status Quo erhält deshalb ein so großes Gewicht. Die eigene Existenz ist schließlich ein Beweis dafür, dass man auch irgendetwas richtig gemacht haben muss. Wahrheiten werden deswegen diskontiert. Sie haben angesichts einer unverstandenen Wirklichkeit nicht wirklich eine Chance.

Sie wollen nicht im Ernst für Ignoranz plädieren?

Baecker: Nein, ich will dafür plädieren, dass wir uns genauer anschauen, was es heißt, im Ungewissen operieren zu müssen. Es ist ja schon einiges gewonnen, wenn wir uns darüber im Klaren sind, wie wichtig es ist, dass die Zukunft unbekannt ist. Der Politiker hätte andernfalls kaum einen Anlass, sich um seine Wiederwahl Sorgen zu machen, und der Unternehmen müsste nichts unternehmen, um die Attraktivität seiner Produkte zu steigern. Ich plädiere nicht für Ignoranz, sondern ich mache auf eine Intelligenz aufmerksam, die aus einem Nichtwissen resultiert. Es geht um die Sicherstellung je aktueller Anpassungsfähigkeiten.

Damit wäre unser traditioneller Fortschrittsbegriff also passé?

Baecker: Wir gehen heute von Fortschritten aus, die Rückschritte enthalten können. Wir glauben immer noch, dass wir schon morgen Lösungen für die Probleme von heute finden können, aber wir glauben nicht mehr, dass diese Lösungen nicht ihrerseits neue Probleme enthalten.

Geben Sie uns ein Beispiel.

Baecker: Nehmen Sie den berühmten Satz von Angela Merkel im Oktober 2008, dass die Spareinlagen sicher sind. Jeder Zuschauer begann sofort, sich erst jetzt um diese Spareinlagen Sorgen zu machen. Aber genau darum ging es. Die Politik signalisierte, dass sie die Sorgen der Sparer, verstanden als Wähler, im Blick hat, zugleich jedoch die Situation für kritisch hält. Und sie signalisierte, dass man auf jeden Fall etwas zur Rettung der Spareinlagen bei den Banken tun würde, nicht jedoch unbedingt auch etwas zur Rettung der Banken selber. Man kommunizierte ambivalent, gestand damit die Ungewissheit ein und verzichtete auf jede Hoffnung, dass sich die Krise qua Fortschritt schon von selber lösen würde.

Durchwurschteln als politische Taktik?

Baecker: Nein, sondern als politische Strategie, die geboten ist, wenn jede eindeutige Lösung komplizierten Sachverhalten nicht gerecht werden kann.

Ist die Bundeskanzlerin ein Musterbeispiel postheroischer Führung?

Baecker: Heroische Führung besteht darin, mit jeder Führungsentscheidung primär auf den Führer selber aufmerksam zu machen. Das hat den Vorteil, dass man sofort weiß, wen man opfern muss, wenn die Sache schief geht. Postheroische Führung lenkt den Blick am Führer vorbei auf die Sachverhalte, die bestimmte Entscheidungen erforderlich machen. Hier geht es nicht um Überlegenheit und Weitsicht, sondern um die Organisation von Intelligenz in einem sozial verteilten Prozess. Der postheroische Führer bringt die richtigen Leute an einen Tisch, damit sich Für und Wider neu sortieren kann. Er ist nicht der Autor, sondern der Katalysator einer Entscheidung.

Mit dieser Art weckt die Kanzlerin aber keine Begeisterung.

Baecker: Das ist kein Nachteil. Natürlich ist es einfacher, sich an heroischen Führern zu orientieren und sie zu opfern, wenn es schief geht. Und natürlich mag die postheroische Führung auch dadurch motiviert sein, dass man sich nicht opfern lassen will. Aber ein Politikverständnis, das auf Moderation setzt, erfordert allemal das größere Geschick. Nicht zuletzt im Umgang mit Macht. Die Kanzlerin setzt, um mit dem großen Ökonomen Herbert A. Simon zu sprechen, nicht mehr auf instrumentelle, sondern auf prozedurale Rationalität. Sie tut nicht mehr so, als wüsste sie, was sie will, um dann die passenden Mittel zu suchen. Sondern Sie lässt sich auf Verfahren der Entscheidungsfindung ein, an denen die Betroffenen sich betei-

gen, weil sie wissen, dass nicht von vorneherein feststeht, was als Problem und was als Lösung gilt. Männer macht das oft ungeduldig. Aber das ist kein Einwand.

Gehört zu dieser Art von Politik auch die Energiewende der Bundesregierung?

Baecker: Nein, hier hat die Kanzlerin vor allem eine Art Vorratsbeschluss gefasst. Sie hat eine Macht demonstriert, von der sie annehmen kann, dass sie sie bald auch andernorts benötigt. Interessanterweise ist es dann jedoch bei anderer Gelegenheit schon gar nicht mehr nötig, Macht zu demonstrieren. Man weiß ja jetzt, dass sie vorhanden ist.

Dann wäre also Frau Merkel nicht prinzipienlos, sondern denkbar zeitgemäß?

Baecker: Aber ja, sie setzt sich durch die Organisation eines Meinungsaustauschs vielfachen Beobachtungen aus, und das ist mutig. Zugleich kann sie selbst Beobachtungen anstellen, die erst innerhalb eines solchen Verfahrens möglich werden. Und das erfordert Selbstvertrauen und auch eine gewisse Coolness. Mich erinnert das an den Schiffbrüchigen in Edgar Allen Poes Erzählung „Am Rande des Malstroms“, der erst in dem Moment, in dem er alle Hoffnung fahren lässt, kühl genug beobachten kann, dass es in diesem Malstrom Gegenströmungen gibt, die nach oben und hinaus führen.